Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

S y l v i a.

Sylvia.

Episode aus dem pariser Leben

von

E. Feydeau.

Aus dem Französischen.

Berlin.
Hasselberg'sche Verlagshandlung.
(J. Winckler.)

I.

Anselm Schanfara war ein junger Dichter von zwei und zwanzig Jahren, der von sich sagen durfte, auf der weiten Welt keine großen Sorgen zu haben. Eine Rente von 22,000 Francs war hinreichend für ihn zu leben, oder vielmehr reine Wäsche zu tragen, mit den jungen Kaufleuten gleichen Schritt zu halten und niemals etwas gegen seine Ansicht zu schreiben, wie es täglich eine Menge armer Teufel thun müssen. Jeden Morgen, sobald er erwachte, reckte er sich in seinem Bette, parfümirte sich alsdann vom Scheitel bis zur Sohle, frühstückte Citronen, Confituren, kandirten Zucker, und verbrachte seine Zeit mit Tabakrauchen aus einer Pfeife mit Bernsteinspitze. Erfaßte ihn der Dämon des Versemachens bei den Haaren, so warf er sehr sorgsam eine Anzahl recht zierlicher schwarzer Zeilen auf das Papier und machte dann mit dem Manuscript seinem Verleger ein Geschenk, indem er nicht die beiden Extreme „Geld und Poesie" vermengen wollte; doch nie schrieb er Novellen oder

Romane, da er zu den überirdischen Menschen gehörte, welche gegen die feile Prosa eine starke Abneigung hegen.

Seine ganze Lebensart endlich war eine menschenscheue. Er hatte sich in der Weststraße eine Tischlerwerkstatt gemiethet und aus diesem 100 Fuß langen, 60 breiten und 30 Fuß hohen Raum einen chinesischen Palast herstellen lassen. Holzsäulen mit rothen Schaften, deren Capitäler durch Bambusgitter verbunden, standen um den ganzen Saal und trugen große Balken, die eingesägt und grün bemalt waren. Die Wände waren von oben bis unten mit vergoldeten Ziegeln und Drachenbildern bedeckt, die im Halbrelief modelirt, sich in regelmäßigen Entfernungen wiederholten. Schnörkeleien aus hartem Holz, schwarze Thüren, mit goldenen Nägeln übersäet, lange platte Canapés, rothseidene Fauteuils, Tische aus seltenem Holz mit Perlmutter ausgelegt, beschäftigten das Auge in diesem kolossalen Raum überall, der durch den an den Wänden vorherrschenden Ton das Ansehn einer Pagode erhielt. In der Mitte befand sich ein dichtes Gebüsch von Blattpflanzen und ein großes Bassin von gesprenkelten Steinen, in welchem ein Wasserstrahl tanzte; feine, biegsame Geflechte, die man für Stoffe hätte ansehen können, bedeckten das Parquet von einem Ende zum andern. Während endlich auf der einen Seite sich eine große Volière, wie ein eleganter Pavillon, voll von Papageien und seltenen Vögeln erhob, sah man an der andern auf einem hohen Thron, den zwei sitzende Löwen

bewachten, einen colossalen vergoldeten Buddha mit gekreuzten Beinen und einer spitzen Tiara auf dem Kopfe, der nach vorn gebeugt war — ein mysteriöses, lächerliches Idol — unter einem Thronhimmel von rothem Sammet.

Dieser von einem sonderbaren Geschmack zeigende Raum diente Anselm zum Speisesaal, Studier- und Schlafzimmer. Sein ungeheures Bett, in welchem sechs Personen neben einander schlafen konnten, stand in einem Winkel. Der Tisch, mit bemaltem Porzellan und Nippsachen besetzt, wurde zur Hälfte von einem grünen Schirm bedeckt. Mehrere Bronceschaalen, denen der Rauch von Sandelholz entströmte, standen auf schwarzen Kästen von griechischem Silber, und starke Parfüms drangen aus den umherliegenden Emailleflacons und Riechfläschchen.

So verbrachte Anselm sein ganzes Leben. Bekleidet mit einem seidenen Ueberwurf, der, gelb bordirt, ihm bis auf die Fersen reichte, bauschige Pantalons von rosenrothem Taft, den Hals entblößt, in feinen Zeugstiefeln, schritt er feierlich und erhaben wie ein Pontifex einher. Inmitten dieser hölzernen und porzellanenen Ungeheuer und Drachen, mit gewundenen Schwänzen und großen Augen, verträumte er, auf einen Divan hingestreckt, den ganzen Tag. Wenn er manchmal einen Reim suchte, stieß er mit dem Finger an den Kopf einer Pagode, und dann war es für ihn von Interesse, den Bewegungen dieser Mißgestalt zu folgen. Am meisten aber amüsirte ihn

beim Scandiren seiner Verse das Getöne der Schellen, die rings umher am Fries hingen.

Indessen genügte dieses Haus, wo Alles bizarr, phantastisch und exentrisch war, nur zur Hälfte dem raffinirten Geschmack Anselms. Es war still und einsam, wie im Grabe, und er hätte so gern Geräusch und Getümmel, wie in einem Bienenstock, um sich gehabt. Aber wo Kreaturen finden, die mit ihm harmonirten? Nach kurzem Besinnen kam dem Poeten der Gedanke, sich mit einer ganz fremdartigen Gesellschaft zu umgeben. Anselm kaufte sich einen Affen und einen Hund. Ersterer war mit langen Seidenhaaren am ganzen Körper bedeckt, mit Ausnahme des Gesichts, der Schultern und der Brust, über welche ein feiner orangenfarbener Flaum ausgebreitet war; seinen prachtvollen langen Schwanz wußte er so elegant, wie eine goldene Quaste auf einem Militärhut, zu tragen. Der Hund war ein ganz weißer Pudel von intelligentem Gesichte. Anselm ließ ihn gleich ganz kahl scheeren, und dieser schickte sich in die verrückte Laune seines Herrn. Er sah ganz gut in seinem nackten Fell aus, mit seinem großen Schnauzbart, dem Toupet auf dem Kopfe, dem schönen Schwanz und den zierlichen Manschetten an den Beinen.

Als Anselm diese Tischgesellschaft in seine Wohnung gebracht, fühlte er eine ungewöhnliche Genugthuung; er schloß eine enge Freundschaft mit dem Affen und dem Hund. Tag für Tag spielte er mit ihnen, dann richtete er ehrbare Reden an sie, sehr sentimental in Rythmen, und

die beiden Thiere hörten ihn mit rührender Aufmerksamkeit an. Bei Tische saßen sie an seiner Seite und des Nachts schliefen sie alle drei zusammen. Anselm in seinem Bett und seine Freunde zu seinen Füßen. Niemals lebten wohl drei Kreaturen unter der Sonne in gleicher Harmonie, wie der Poet und die beiden Thiere. Freilich hatten sie keinen vernünftigen Grund sich zu hassen, da sie einfachen Gemüthes und daher ohne Neid waren.

II.

Man darf indessen nicht denken, daß Anselm ein Engel war; nicht einmal ein vollkommener Mensch war er, wie man aus dem Folgenden ersehen wird. Alles, was nützlich, haßte er! Ein schöner Vers schien ihm mehr werth als eine schöne Handlung. Seinen Drucker schätzte er mehr, als einen Minister. Um Nichts in der Welt hätte er in die Anordnungen der Natur eingegriffen oder die Gesetze der Gesellschaft corrigirt, denn er behauptete, Alles was er um sich sähe, sei sehr schön, und daß derjenige, welcher es wagte eine Spinne zu tödten oder einen Wurm zu zertreten zur Galeerenstrafe verdammt zu werden verdiente. Um Politik kümmerte er sich gerad so viel, wie um den Mond; in der Religion schwankte er anfangs zwischen Buddhaismus und Brahmanenthum; endlich wurde er aus Caprice ein Ultramontaner; doch sobald er gesehen, daß der Ultramontanismus von einigen sogenannten freisinnigen Philosophen vertheidigt wurde, gab er ihn auf, um ihn mit der Religion Jupiters zu

vertauschen. Endlich erkannte er nur diesen Grundsatz an: „Gehorche Deinen Leidenschaften“ und danach lebte er mit Consequenz. Als Kind verehrte er das Schöne; als Jüngling liebte er das Seltene; als Mann schwärmte er für das Unmögliche. Alles was einfach, mißfiel ihm. Anselm zog China Frankreich vor, das freie unabhängige Leben dem gesellschaftlichen, Haschisch der Limonade, die Sahara dem Boulogner Wäldchen, die Musik der Wilden den Opern Rossini's, und Frauen, die ihre Schönheit verkaufen, den liebenswürdigsten Mädchen. Seine Lieblingslecture, oder vielmehr die einzige, welche ihm zusagte, bildeten, außer einigen Seiten des Propheten Jesaias, die Gedichte der alten Inder. Vornähmlich entzückte ihn der Mahabbarata. Er las denselben im Sanskrit wie ein Fakir, in seiner Mandarinentracht auf einem Divan hingestreckt; er deklamirte mit heller Stimme und schlug den Rythmus mit dem Arm, gleich einem Kapellmeister.

Man brauchte in Allem nur die Ansicht der öffentlichen Meinung umzukehren und man hatte die Anselms. „Excentrisch in Allem“, war seine Devise!

Ein alter Diener, verblichen wie eine Schauspielerin beim Erwachen, war die einzige Person seiner Umgebung. Eigentlich verachtete dieser seinen Herrn und hielt ihn für halb verrückt. Er erzählte außerhalb die abenteuerlichsten Geschichten von ihm und klagte ihn an, heimlich einen goldenen Gott zu verehren, der mit gekreuzten Beinen auf einem Tabouret, wie ein Schneider säße. Freilich miß-

brauchte Anselm ein wenig die Naivetät seines Dieners; seinen Vornamen Anatol nahm er ihm, um ihn in Anaxagoras zu verwandeln.

So lebte Anselm also im 19. Jahrhundert in Mitten der Stadt Paris ganz abgesondert von allen anderen Menschen.

III.

Eines Tages — es war Anfangs November — ennuyirte sich Anselm in seiner Einsamkeit, da er schon lange Zeit ohne Geliebte war. Lang hingestreckt auf einen Divan, träumte er von irgend einem schönen weiblichen Ideal, das würdig gewesen, einen Phydias in Staunen zu setzen. Er stieß endlich einen tiefen Seufzer aus und begann vielleicht zum hundertsten Mal die Ramayana des Valmiki zu lesen, und war bald zur 14. Cloka der 9. Sarga gekommen, wo die Versuchung des großen Asceten, Richyaçringa, durch die Bajaderen mit folgenden Worten anhebt:

„Die Bewegung ihrer Augen und Brauen, ihrer Hände, welche den Blumen der Nymphen gleichen, bringen einen Reiz hervor, welcher das Aufblühen des Vergnügens bei dem Menschen verdoppelt.

„Wohlriechende Blumen und süß duftendes Pulver streuen sie nach allen Seiten, anmuthig scherzend, diese seltenen Schönheiten."

Sein Diener trat mit düsterer Miene in das Zim=

mer, auf einem Tablett einen schwarz gesiegelten Brief überreichend.

„Was willst Du? Sohn des Hegisibulus!“ fragte er ihn.

Anaxagoras hielt ihm ohne ein Wort zu sagen den Brief hin, den Anselm auch nahm. Immer noch liegend erbrach er das Schreiben, und las, während sein Diener mit majestätischer Miene davon ging, folgende wenige Zeilen, welche mit blauer Dinte auf ein Blättchen satinirtem englischen Papiers, von der Dicke einer feinen Karte geschrieben waren.

„Morgen, Dienstag Mittag, wird Sie eine Dame, welche Sie nicht kennen, besuchen. Sie vertraut auf Ihre Discretion, da sie durchaus keine banale Neugierde treibt. Erleichtern Sie ihr das Mittel, sich Ihnen zu nähern, dadurch, daß Sie Ihren Diener aus dem Hause entfernen, und vernichten Sie dieses Billet, wenn Sie ihr eine Probe von Ihrer Delikatesse geben wollen.

Keine Unterschrift. Anselm sprang schnell auf, und auf dem Rande des Divans sitzend, die Ellenbogen auf das Knie gestützt, wendete er den nach Ambra duftenden Brief mehrere Male um. Keine Spur, kein Zeichen! Die Handschrift war diejenige eines Weibes, und auf dem Siegel war ausgedrückt: Οὔτις — Niemand — sagte Anselm, der griechisch verstand. Ich bin fest überzeugt, daß es eine Wittwe, oder eine schlecht unterrichtete Phryne ist, die mich für einen Kapitalisten hält.

Die Dichter beschäftigen heutzutage die Frauen gar wenig. Ah bah, lassen wir sie laufen! — Anselm legte sich wieder auf seinen Divan, zerriß den Brief und griff nach seinem Buche.

Doch Tags darauf schlug Anselm, nachdem er Honigkuchen, schwarze syrische Pflaumen, etwas Eingemachtes und Schiraswein gefrühstückt hatte, mit einem großen Hammer auf einen Tamtam, um seinen Diener herbeizurufen, während der Affe in einem Anfall närrischer Freude, zur größten Erheiterung des Pudels, im Zimmer umher tanzte: — „Anaxagoras, seit einiger Zeit bemerke ich, daß Du so gelb wirst; die gänzliche Zurückgezogenheit hat Dich den Kopf verlieren lassen. Geh ein wenig im Boulogner Wäldchen spazieren, geh schnell und komm vor fünf Uhr nicht wieder.“

Anaxagoras ging zwar, ohne ein Wort zu sagen, doch nicht in's Boulogner Wäldchen, sondern in eine benachbarte Schänke; Anselm war allein.

Unser Dichter hatte natürlich keine Uhr. Ein Stab von zwei Fuß Länge, zusammengesetzt aus Sägespähnen und Vogelleim, der in gleichmäßigen Entfernungen Einschnitte hatte, mußte ihm, nachdem er an dem einen Ende angebrannt, die Zeit angeben. Als das Feuer bis zu der Kerbe, welche Mittag anzeigte, gebrannt war, klingelte es an seiner Thür, und er empfand eine sonderbare Erregung. Er erhob sich, warf schnell einen Blick durch das Zimmer und sagte, indem er sich zum Oeffnen an=

schickte: Es wäre mir lieb, wenn es eine Phryne wäre, doch fürchte ich, daß es ein altes Weib ist.

Er öffnete und sah vor sich eine weibliche Gestalt, bis zu den Füßen in einen schwarzen Mantel gehüllt, einen dichten Schleier vor dem Gesicht, durch welchen zwei große Augen, wie Karfunkeln hervorstrahlten.

Er verneigte sich ernst, erröthete ein wenig und ließ die Person, indem er sie bei den Fingerspitzen erfaßte, eintreten. Die Vögel sangen in ihrem Bauer laut durcheinander, der Wasserstrahl plätscherte in seiner Jaspisschaale, der Affe wiegte sich in seinem Ringe und der Hund, nach Art gut dressirter Hunde, die sich erst des Charakters fremder Personen versichern wollen, beschnüffelte die Unbekannte.

Diese schritt langsam vor und sah Anselm schweigend an. Der Dichter führte sie zum Divan, grüßte sie von Neuem sehr ceremoniell, und hob dann, ohne ein Wort zu sagen, leise ihren Schleier in die Höhe. Bei diesem Versuch umspielte ein Zug des Mißtrauens seinen Mund, der sich jedoch in den Ausdruck des höchsten Erstaunens verwandelte, als es ihm gelungen war, den Schleier auf den Hut zurückzuwerfen. Niemals hatte er einen so ungewöhnlichen — so schönen Kopf gesehen.

Er wich unwillkürlich einige Schritte zurück, um sie besser zu sehen, während sie ihren Mantel aufknöpfte und sich ihm ganz zeigte. Sie hatte eine edle, wunderbar geformte Stirn, die nach den Schläfen hin etwas vorsprang;

eine rein griechische Nase, von welcher aus sich zwei feine Augenbrauen wie Bogen wölbten; einen bewunderungswürdigen Mund, dessen fleischige Lippen fest geschlossen waren; große schöne Augen, von langen Sammetwimpern bedeckt, welche auf die feingefärbten schöngerundeten Wangen einen leisen Schatten warfen; ein prachtvoll geformtes Kinn, und auf dem ganzen Gesicht den vorherrschenden Ausdruck der Ruhe und des Geheimnißvollen, einen Ausdruck von Verachtung und Kraft, ein namenloses Gemisch von List und Güte.

Ihr kastanienbraunes, leicht gekräuseltes Haar hing an ihren vollen Wangen wie ein durchsichtiges Seidengeflecht herab. Ihr Teint hatte den matten Glanz der Seide, er war etwas dunkel, mit lieblicher Röthe vermischt.

Während sie ihre Augen erstaunt von dem auf der Estrade thronenden Buddha auf die Volière richtete, sog sie die starken Gerüche ein, welche den Blumen und den Räucherpfannen entströmten; Anselm blickte sie entzückt immerfort an. Plötzlich fielen ihre Augen auf ihn, der wie ein junger Mandarine gekleidet, vor ihr stand; sie nahm ihren Hut ab und mit einer leichten Bewegung des Kopfes ließ sie ihr kastanienbraunes, goldglänzendes Haar über die schöngeformten Schultern wallen. Mit gekreuzten Händen stand sie da, schweigsam und imposant. Es lag etwas Orientalisches in ihrem Gesicht; ihre Haltung war majestätisch, wie es Frauen geziemt, die ihren Werth kennen.

Anselm zog ein Tabouret heran. Ihr Gang war elastisch und erhöhte ihre Schönheit wunderbar. Eine schwarze Cachemirrobe ließ die herrlichen Contouren ihres Körpers hervortreten; als sie die Handschuhe genirten, zog sie dieselben aus und Anselm sah, daß sie schmale Hände mit langen Fingern hatte, wie sie Raphael gemalt. Der Affe, welcher die Unbekannte mit keinem Blick verlassen hatte, fing an unruhig zu werden und zerrte an seiner Kette, neidisch auf den Hund, der zu ihren Füßen lag. Sie kümmerte sich jedoch nicht um die beiden Thiere. Anselm ergriff endlich ihre Hand, welche zart und weiß war; er küßte sie, da er nicht wußte, was er sagen sollte. Sie gewährte es ihm.

Endlich faßte er Muth. — „Es ist ein eigen Ding um die Schönheit,“ sagte er ihr. „Ich weiß nicht, Madame, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft, ich habe Sie nie gesehen, kenne nicht einmal Ihren Namen, und doch stehe ich furchtsam vor Ihnen, wie ein ungezogenes Kind vor dem Vater. Das rührt doch sicher von dem Eindruck Ihrer Persönlichkeit her. Glauben Sie nicht auch?“

„Ich weiß nicht.“

Als er die musikreiche Stimme hörte, welche mit dem Ton einer Flöte diese drei Worte sprach, sagte Anselm zu sich: Wer ist dies Weib? Keine Königin hat mehr Majestät! — Er war jetzt nicht weit entfernt davon, sie für eine Phryne zu halten. Er fuhr in sanftem Ton fort:

„Haben Sie mich bis jetzt nie bemerkt?“

„Nie.“

„Hat man Ihnen von mir erzählt?“

„Nein.“

„Wo haben Sie meine Adresse her?“

„Von Ihrem Buchhändler.“

„Ah, ah! Der hat einen guten Einfall gehabt. Ich werde es ihm Dank wissen.“

Sie lächelte leicht, indem sie ihre Lippen öffnete.

„Darf ich fragen, welcher Grund Sie zu mir führt?“ fragte Anselm.

„Um Sie zu sehen.“

Bei diesem Wort strahlte das Auge des Dichters vor Freuden. Er erhob das Haupt, und im Glauben, sie endlich zu verwirren, fragte er keck: „Nun, Madame, wie finden Sie mich?“

Sie lächelte. „Sehr hübsch.“

Anselm begriff nun sofort, daß er nicht stark genug war, um mit ihr einen Kampf aufzunehmen. Er setzte sich zu ihr auf den Divan, erfaßte ihre Hand und streichelte sie. Sie sah ihn mit durchbohrenden Blicken an, ohne Zorn, doch mit dem Blick einer Sirene, welcher zu sagen schien: „Traue nicht.“ Anselm merkte, daß er erbleichte.

„Mir waren von Ihnen nur einige Sonette bekannt,“ sagte sie ihm. „Es schien mir beim Lesen, daß Sie ein gutes Herz haben müßten. Deswegen bin ich hier.“

Der Dichter war sprachlos dieser Natürlichkeit gegenüber. Wer wäre es an seiner Stelle nicht gewesen?

Nachdem er sich etwas gesammelt, sagte er: „Was mich am meisten bei Ihrem Besuch entzückt, ist, daß er vollständig unerwartet kam. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich einen Abscheu vor dem Gewöhnlichen habe. Ich fliehe Alles, was die Welt sucht. Es geht so weit, daß ich nicht die Fingerspitze in die Höhe hebe, um mein Vermögen zu vervierfachen, einen Marschallsstab zu erlangen oder die Tochter des Sultans zu heirathen. Die Ansichten über Glück sind bei den Menschen verschieden. Ich wünschte einfach, um vollkommen glücklich zu sein, den Mond zu bewohnen, ganz allein mit einem Pfau, welcher mich sein verzweifeltes Geschrei hören läßt; da nun der Mond nicht bewohnbar ist, würde ich zufrieden sein, auf acht Tage unsichtbar zu werden. Und Sie?"

Die Unbekannte lächelte, und Anselm, ihr Stillschweigen für Billigung haltend, fuhr fort. Er war über sein Abenteuer so entzückt, daß er seinen kalten Verstand verlor, was bei so excentrischen Leuten, wie er, nicht selten ist. Obgleich er nicht wußte, was er sagen sollte, da wahre Erregungen selbst den Verwegensten furchtsam machen, wollte er das Weib, die ihm, ohne daß er wußte warum, imponirte, in Staunen setzen, und sprach daher seine etwas sonderbaren Ansichten über Dies nnd Jenes aus. Die Ehe blieb natürlich von diesem Gespräch nicht ausgenommen.

Die Unbekannte hörte dem Dichter wie eine Frau zu, welche man durchaus nicht so leicht dupirt; jede seiner Excentricitäten enthüllte ihr eine Seite seines Charakters. Sie antwortete daher auch nicht ein Wort auf die Extravaganzen, die er vor ihr auskramte. Doch als wenn sie ihm beweisen wollte, daß sie dieselben für Null und nichtig hielt, schüttelte sie leise das schöne Haupt. Sie zog plötzlich aus ihrem Gürtel eine Uhr und sagte leise: „Wir haben nur noch eine Stunde für uns."

Anselm war mit einem Male beschämt über seine Plumpheit. Er begriff endlich, daß dies reizende Weib nicht gekommen sei, seinen geistigen Sprüngen zuzuhören, und Muth fassend, bildete er sich ein, aus dem Feuerauge das Verlangen leuchten zu sehen. Doch sie erröthete weder, noch erbleichte sie. Sie blieb vollkommen ruhig, als ob das Gefühl ihrer Ueberlegenheit zur Vertheidigung genügend wäre. Leise ließ er plötzlich seinen Arm um ihre schöne Taille gleiten und neigte sich zu ihr, um die Wange zu küssen.

In diesem Augenblick überfiel den Affen, der sich bis jetzt begnügt hatte, Zeichen von Ungeduld von sich zu geben, eine wahre Wuth. Houak! Houak! schrie er und überschlug sich dreimal in der Luft.

„Was ist das für ein Thier?" fragte die Unbekannte, und ließ zum zweiten Male ihre Augen im Zimmer umherschweifen und lächelte über die sonderbaren Dinge, die sie sah.

„Das ist ein Affe," sagte Anselm, „der mir mit meinem Hunde, wenn ich allein bin, Gesellschaft leistet;" und sich zum Affen wendend: „Polemon, in den Käfig, oder Du bekommst Prügel."

Ti, ti, ti, ti, — machte der Affe.

„Sie haben ihn Polemon getauft?"

„Ja; so hieß ein griechischer Philosoph, der sehr dem Trunk ergeben war."

Die Fremde sagte Nichts, und Anselm, immer zärtlicher werdend, legte von Neuem seinen Arm um ihre Taille. Sie versuchte ihn zwar nicht abzuwehren, doch legte sich ihre Stirn diesmal in leichte Falten. Als indessen Anselm seine Lippen ihrem Munde näherte, hielt sie ihn zurück, indem sie ihre bloße Hand auf seine Schulter legte, und sagte:

„Was wollen Sie thun?"

„Ganz einfach Sie küssen!"

„Und können Sie das nicht, ohne mich zu umarmen?"

„Oh, das ist sehr schwer."

Hierauf nahm sie eine noch viel ernstere Miene an und sagte:

„Ich muß Ihnen doch eine Bedingung stellen . . ."

„Welche?"

„Schwören Sie mir, niemals zu versuchen, mich wiederzusehen."

Anselm zuckte die Achseln und schwor dann. Sie

lächelte triumphirend. Unser Held war so glückestrunken, daß er versprochen hätte, einen Scheffel Sterne vom Himmel zu reißen.

Die Unbekannte hatte sich erhoben, und im Saale umhergehend, bewunderte sie die kleineren Gegenstände mit einer Art Kennermiene. Anselm ging ihr zur Seite; auf den Matten hörte man die Schleppe ihres Kleides rauschen. Neue Gedanken bemächtigten sich alsdann der Seele des Poeten. Dies Weib, die sich so gewaltsam in sein Dasein gedrängt, und jetzt vor ihm ging, wurde immer verführerischer. Ihre Art zu sprechen, sich zu bewegen, ihn anzusehen, zeugte von ungewöhnlicher Ruhe. Anselm verglich ihren majestätischen Wuchs mit dem der Nymphen, die er natürlich nur vom Hörensagen kannte, und ihr Dahinschreiten erinnerte ihn an das der Göttinnen, wenn sie auf den Wolkrn schwebten, um sich schweigend um den Vater der Götter und Menschen zu reihen. Als sie zu sprechen aufgehört, wogte ihr üppiger Busen nicht mehr, so daß die vollendeten Formen recht hervortreten konnten. Man hätte sie alsdann eine Himmels-Königin nennen können, wie sie von goldenem Grunde alter Büchereinbände sich abhebt. Doch, wenn ein Lächeln ihre Lippen umspielte, nahm ihr Gesicht einen so beseelten ungewöhnlichen Ausdruck an, daß sie mit Nichts, was bekannt, zu vergleichen war.

Anselm bedauerte seinen Eid. Indem er der Dame folgte, welche die Papageien mit ihren zarten Fingern

neckte, suchte er nach einem Mittel, denselben rückgängig zu machen. Während er, der ganz verwirrt, gegen ihre Reize anzukämpfen suchte, blieb die Unbekannte beständig Herrin ihrer selbst. Ohne Zweifel wußte sie, wie sehr sie ihn fesselte.

Anselm blieb einige Zeit, wie im Traum stehen, dann verfinsterten sich seine Züge.

„Was fehlt Ihnen denn?" — fragte sie, indem sie ihn leicht über die Schulter hin ansah.

„Ich bin schrecklich unglücklich," antwortete Anselm. „Bevor ich Sie kannte, hatte ich unbestimmte Wünsche, oder dachte vielmehr an gar keine. Das ist jetzt anders; ich werde nicht mehr arbeiten können."

Sie unterbrach ihn lachend: „Ah seht doch! den Egoismus der Dichter!"

„Ah," sagte er im Tone eines mürrischen Kindes, „die Kunst ist für mich das Leben, und mein Leben verliere ich, so bald ich Sie verliere! — Doch," fügte er laut hinzu: „Sie sind sehr grausam!"

„Das ist also mein Lohn?" sagte sie mit Stolz.

„Verzeihung!" sagte er, sich auf das Knice lassend, denn es war ja keiner seiner Freunde da, der ihn hätte überraschen können. „Ich bin ohne Zweifel hassenswerth, aber ich fühle, daß ich Sie liebe. Verdammen Sie mich nicht zu einem Dasein, wie ich es bis jetzt geführt habe . . ."

„Stolz und einsam!" unterbrach sie ihn.

Anselm neigte den Kopf und sagte schnell: „Bitte, bitte, besuchen Sie mich wieder.“

Sie sah ihn, der immer noch vor ihr auf der Matte kniete, von Oben bis Unten an. Sie zauderte. So war sie bezaubernd, mit dem wogenden Busen, den weit geöffneten Nasenflügeln, die eine innere Bewegung verriethen. Endlich sagte sie: „Nein! das ist zu schwierig.“

Anselm erhob sich: „Was fürchten Sie denn?“

„Alles, mich, Sie; die Menschen sind indiskret.“

„Aber wollen Sie denn durchaus meinen Tod?“

Anselms Stimme nahm den süßesten Wohllaut bei diesen Worten an.

„Nein.“ — Sie seufzte tief, so daß man merken konnte, ihr Herz und Kopf waren in einem schweren Kampf begriffen; dann erhob sie sich plötzlich, wie eine Königin, die eine Gunst ertheilt.

„Hören Sie,“ sagte sie, „jeden Dienstag werde ich drei Stunden bei Ihnen zubringen. Doch wenn Sie jemals meinen Namen zu erforschen suchen; wenn Sie je zu einer lebenden Seele von mir sprechen, wenn Sie, sobald Sie mir auf der Straße begegnen, so thun, als ob Sie mich kennten, sehen Sie mich nie wieder. Ich werde plötzlich verschwinden, wie der Rauch aus jenen Gefäßen,“ und sie zeigte mit der Hand nach den Räucherpfannen, „und Sie werden mich niemals wiederfinden; ich werde todt für Sie sein.“

„Sie haben also Etwas zu verlieren?“ fragte Anselm.

„Ja," antwortete sie erbleichend, „das Leben."

Dies feierliche Wort machte Anselm verstummen. Während die Vögel fröhlich im Käfig sangen, blieb er schweigsam, dann, wie von der Macht der Situation beherrscht, erhob er seine Hand: „Ich schwöre, Ihnen zu gehorchen."

„Sie werden nie eine Frage an mich richten, und mit dem zufrieden sein, was ich Ihnen gewähre?"

„Ich schwöre es."

„Umarmen Sie mich denn, mein theures Herz!" sagte sie mit einer Ueberschwänglichkeit, der auch nicht ein gut Theil Spott fehlte, und hielt ihm ihr schönes Haupt hin.

Sie waren jetzt dicht bei dem Affen. Dieser stand während der Konversation aufrecht da, benutzte den Augenblick, wo die beiden jungen Leute sich umarmten, und mit einer schnellen Bewegung das Kleid der Dame emporhebend, enthüllte er zwei Füßchen, die Jupiter entzückt hätten. Schnell retirirte er dann in seinen Käfig.

„Verwünschtes Thier!" schrie Anselm entrüstet.

„Oh, schelten Sie ihn nicht!" sagte die Fremde. „Er ist so, wie alle Welt."

Sie nahm ihren Hut, hüllte sich in ihren Mantel und ließ den Schleier herab. Anselm führte sie bis zur Thür. Er war betrübt, wie sein Affe. „Ich weiß selbst Ihren Namen nicht," sagte er mit leisem Vorwurf.

„Ich heiße Οὖτις."

„Οὖτις? Das ist kein Name. Das ist eine Negation des Namens. Seien Sie doch so gütig, wie Sie schön sind. Das wird Sie nicht kompromittiren. Sagen Sie mir Ihren Namen also."

„Nun gut, — ich heiße Sylvia."

Anselm drückte ihr beide Hände mit größter Zärtlichkeit. „Sylvia, ich liebe Dich!" rief er laut aus.

Sie ging. Kein Wagen, der fortrollte, war zu hören; Anselm stand wohl eine ganze Stunde mit dem Ohr an das Fenster gelehnt. Endlich ging er zum Divan, doch griff er nicht zum Buche; am Abend, als sein Diener nach Hause kam, fand er ihn, heiße Thränen weinend, in den Armen seines Affen.

IV.

Am folgenden Tage kaufte sich Anselm vor Allem einen Kalender und eine Uhr. In ersterem strich er jeden geschiedenen Tag aus, und wenn er sich langweilte, zählte er die Minuten. Am dritten Tage, als er an das Mysteriöse dachte, welches seine schöne Freundin umgab, überkam ihn die poetische Begeisterung. Er entwarf sogleich eine Ode, die er göttlich fand, die in Wahrheit jedoch abscheulich war.

Den Rest der Woche verlebte Anselm in fieberhafter Ungeduld. Er rauchte Cigaretten, deren weggeworfene Stummel sein Affe auffraß; des Abends ging er auf den Brücken und den Quais und schwärmte im Mondschein. Einige seiner besten Freunde kamen, ihn zu besuchen; doch mußten sie, wie sie gekommen, abziehen, da Anselm seine Thür verschlossen, um Nichts zu sehen, was ein menschliches Antlitz trägt.

Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte sich der junge Dichter glücklich. Wenn ein Mann von einer

Weltdame geliebt wird, so genügt sie ihm, wenn sie auch nicht schön ist. Doch Sylvia strahlte in jener Schönheit, welche man nur noch an Marmorbildern bewundert.

Am folgenden Dienstag hatte Anselm seinem Diener eine neue Gesundheitspromenade anbefohlen, und seine Uhr in der Hand haltend, verfolgte er den langsamen Gang des Zeigers. „Sie wird vielleicht nicht kommen," sagte er, „oder sie wird Abhaltung haben. Warum sollte sie pünktlich sein? Frauen sind es niemals, und ich bin es selbst nie gewesen."

Gerade zur Mittagszeit ertönte die Glocke; der Ton erschreckte ihn wie ein Blitzstrahl. Er sprang an die Thür und öffnete. Sie war es; er zog sie zum Divan, sie setzte sich, und während sie ihre Handschuhe auszog, stürzte er zu ihren Füßen auf die Knie.

„Was sind Sie blaß!" sagte sie.

„Weil ich fürchtete, Sie nicht zu sehen."

Sie drückte ihm zärtlich die Hände und liebkos'te ihn.

Der Tag verlief wie der in der vergangenen Woche, doch wäre beinahe die gute Harmonie, welche zwischen beiden herrschte, zerstört worden. Sylvia, die anfangs über die hyperbolischen Lobsprüche, welche Anselm in seiner Exaltation ihrer Schönheit ertheilte, lachte, wurde still, als er zu weit ging. Er suchte sie natürlich schnell wieder zu versöhnen, doch Sylvia glättete ihr Gesicht nicht von den Falten der Mißbilligung, welche es angenommen; und als die Nacht nahte, schickte sie sich an, zu gehen. Anselm,

sehr erregt, faßte ihre Hände und sprach die rührendsten Worte. Sie blickte ihn an, daß er die Augen senkte, denn sie drang in seine Seele; sie ließ ihn sprechen, ohne ihm zu antworten. Der junge Mann bat sie inständigst, am nächsten Dienstag wieder zu kommen.

„Was sollte mich denn daran hindern?“ fragte sie ihn.

„Ich weiß nicht,“ sagte Anselm. „Wenn Sie nicht kämen, dann würde ich mich tödten!“ Und als er sie lächeln sah, fügte er, als ob er es bereute, sich lächerlich gemacht zu haben, hinzu: „zugleich mit meinem Affen!“

„Das bestimmt mich,“ sagte Sylvia, wieder heiter geworden, und überzeugt, daß der junge Poet für seine Kühnheit genug bestraft sei, fügte sie mit spottender Güte hinzu: „Ich werde Ihnen beweisen, daß die Tage Polemons mir theuer sind.“

V.

Sylvia kam alle Dienstage und Anselm zeigte sich jedesmal gehorsamer und zärtlicher. Jedesmal entdeckte er an dem geliebten Weibe eine neue Schönheit. Ihr Teint war von einer seltenen Frische, wie Elfenbein und Marmor, so daß man bei einiger Aufmerksamkeit das Blut unter der feinen Haut laufen sehen konnte. Das setzte den Dichter in Staunen. Eines Tages wagte er im Scherz ihren Arm zu enthüllen, und war erstaunt über dessen Glanz, der mit dem des Gesichtes wetteiferte. Er war wonnetrunken. Sylvia, welche ihn durchschaute, sagte Nichts, doch zuckte sie graciös mit eigenthümlicher Würde die Achseln.

Obgleich sie demjenigen, der noch nicht ihr Geliebter war, immer näher rückte, gewährte sie ihm Alles erst nach und nach. Sie behandelte ihn, wie Mütter ihre genesenden Kinder, und bewies dadurch ihre Klugheit. Sie beherrschte sich stets.

„Ob sie mich lieben mag?" sagte Anselm zu sich selbst.

Sylvia vertheidigte sich gegen die überschwenglichen Zärtlichkeiten Anselm's nur mit den Augen. Es ist natürlich, daß in ihren Augen Seele lag. Sie konnten den eisigsten Ausdruck eben so gut, wie den leidenschaftlichsten annehmen. Hoheit, Spott, Verachtung konnten aus ihnen eben so hervorleuchten, wie Liebe und Dankbarkeit. Doch ein genauer Beobachter hätte sehen können, daß die Güte so recht im Grunde ihrer Augen lag, und wenn der Charakter Anselm's weniger beunruhigend für ein Weib gewesen wäre, so hätte er überzeugt sein können, daß Sylvia sich menschlicher gegen ihn gezeigt hätte.

Wie dem auch sei, eines Tages, im Dezember, schien Sylvia endlich erweicht zu sein von dem Liebesflehen Anselm's. Sie gab indessen nicht ohne Kampf gegen die Vernunft nach, welche ihr rieth, den Widerstand zu verlängern, und zum ersten Mal nahmen ihre schönen Züge einen leidenden Ausdruck an. Diesen Tag umgab sie eine Stille in dem weiten Saale, der so wunderbar geschmückt; die brasilianischen Vögel schliefen in ihren Käfigen, den Kopf unter dem Flügel verborgen; aus den Räucherpfannen entströmte der berauschende Duft; Anselm sprach bittend, ihre Hände krampfhaft haltend, mit tiefer weicher Stimme, und wiederholte seine Schwüre und zärtlichsten Betheuerungen.

So ein Dichter ist ein schrecklicher Advokat; er findet in seiner Rede Worte, welche die Frauen entzücken. Sylvia neigte indessen, wie in Erinnerung versunken, ihr

schönes Haupt; Anselm sah sie mit einem unaussprechlich sehnsüchtigen Verlangen an, während seine Hand unbewußt mit dem Halskragen spielte; plötzlich fing der Affe wieder an zu schreien und warf das Tablet, auf welchem er seine schwarzen Pflaumen erhalten, wüthend zur Erde.

„Das abscheuliche Thier ist so eifersüchtig," sagte Anselm mit heiterer Miene.

Sylvia hatte Thränen im Auge.

„Armer Anselm!" murmelte sie.

VI.

Eine ganz neue Art von Vertrautheit des Herzens trat von diesem Augenblicke zwischen Anselm und Sylvia ein. Der junge Dichter, nicht zufrieden, sie zu besitzen, erfand neue Dinge, um sein Vergnügen zu erhöhen. Bald ließ er seine Geliebte ein glänzendes venetianisches Costüm aus dem 16. Jahrhundert anziehen, ihr Haar mit Perlen durchflechten, so daß sie einem Sterne Paolo Vernese's gleich sah; bald kleidete er sie in eine griechische Frauentunika, die Sylvia mit ihrem über die vollen Schultern wallenden Haare als eine erhabene Priesterin erscheinen ließ; bald endlich kleidete er sie als Syrierin.

Es war wirklich rührend zu sehen, wie dieses erhabene Weib sich in die extravaganten Capricen ihres Geliebten schickte. Sie wußte, wie gering seine Wünsche, und sie gewährte ihm ruhig, mit lieblichem Lächeln, ohne ihn bitten zu lassen, ohne sich irgend eine Bemerkung zu erlauben, ohne ihm merken zu lassen, daß sie ihm Widerstand leisten könnte. Sie widersprach ihrem Geliebten

niemals, der, da er sich nicht zu geniren brauchte, die bizarrsten Behauptungen aufstellte; sie tadelte ihn in Nichts, er konnte thun und sprechen, was er wollte, ihre Billigung erlangte er sicherlich. Oft kam sie dem Dichter so überirdisch vor, daß er sich fragte, ob sie eine gute oder böse Fee wäre, welche sich in den geheimsten Winkel seiner Seele geflüchtet, um einen fremden, ihm ganz dunklen Plan zu verfolgen.

Eines Tages wurde Anselm beinahe närrisch, als er in seiner Geliebten ein Talent entdeckte, das seiner Großartigkeit wegen seine kühnsten Träume erfüllte. An diesem Tage war von ihr ein fremder Mann geschickt worden, der einen großen Kasten trug, welchen der Dichter zu öffnen sich vergeblich bemühte. Als sie angekommen, führte sie ihn zum äußersten Ende des Zimmers auf den Divan, wehrte jede Frage ab, verpflichtete ihn aber, zuzuhören, da sie die Absicht habe, ihn ein wenig mit Musik zu unterhalten. Anselm erschrak, seine Stirn verfinsterte sich. Er war der Meinung, Sylvia würde seine Ohren durch den Vortrag einer Romanze mit Harmonikabegleitung strafen, und erklärte sofort, daß er nur eine Tyrolienne hören wollte. „Ein Tyrolerlied,“ sagte er, „ist ohne Künstelei, streng der Natur nachgebildet. Man könnte so ein Lied den Gesang eines Vogels nennen; wenn ich es höre, kommt es mir vor, als wenn ich selbst ein Vogel wäre und mit den Flügeln schlüge.“

Sylvia antwortete ihm Nichts. Sie hatte sich an

einen kleinen vierfüßigen Tisch gesetzt, auf welchen sie eine Schlag-Zither gelegt. Ihre Haltung war eine wunderbar graziöse; die rechte Hand war über den Tisch gebogen, die linke dicht am Körper, die Füße nachlässig übereinander geschlagen.

Anselm, der ihr von Weitem zuhörte, stieß, sobald er den ersten Ton den Saiten entlocken hörte, einen Schrei der Ueberraschung aus. Sylvia hatte eine unbekannte Arie erwählt, die ihr Gelegenheit bot, ihre Virtuosität auf der Zither so recht zur Geltung zu bringen, und obgleich die Arie keineswegs Aehnlichkeit mit Tyrolerweisen hatte, so konnte sie dennoch nicht verfehlen, Anselm zu entzücken. Es war ein orientalisches Lied, durch das jener elegische Mollhauch geht, welcher der Musik jener Völker eigen ist.

Als sie geendigt hatte, erhob sich Anselm, von dem Eindruck, den die Musik und Sylvia's Vortrag auf ihn gemacht, noch ganz erschüttert; er wollte wissen, warum seine Geliebte ihm verborgen, daß sie musikalisch sei, was für ein Lied das wäre, das ihn mit solcher Macht ergriffen. Sylvia aber war so sehr in Gedanken versunken, daß sie die Anwesenheit Anselms gänzlich vergessen zu haben schien.

Plötzlich griff sie auf's Neue in die Saiten und sang mit ihrer prächtigen Contra-Altstimme, in langsam schwermüthiger Weise, das folgende Lied:

Draußen braust es, draußen weht es,
  Schnee dringt in's Gemach;
Meine Zither — sie versteht es,
  Und ihr Klang wird wach:

Tönt von Mai und Sonnenhelle,
  Von beblümter Flur,
Von beredter Bacheswelle, —
  Davon, davon nur.

Finster naht das Ungewitter,
  Schwerer Donner rollt;
In die Hand sehnt sich die Zither,
  Klinget sanft und hold.

Milde Luft ist's, Glückes Schimmer,
  Ruhe, was sie singt;
Klingt vom Eden, wohin nimmer
  Sturm noch Wetter dringt.

In der Stille, in der Sonne,
  Warum schweigt ihr Klang?
Warum in des Maitags Wonne
  Hängt sie stumm und bang?

Ich verstehe! Licht und Düfte
  Athmet jetzt sie ein,
Horchet, was das Blau der Lüfte,
  Was erzählt der Hain.

Hat sie so von Glanz und Freuden
  Einen Schatz zu Hauf,
Thut sie erst nach Sommers Scheiden
  Ihre Truhe auf.

Je mehr Sylvia sang, desto näher kam der entzückte Anselm. Obgleich ihm der Gesang nur halb gefiel, den er nicht kurz und baroque genug fand, drückte er Sylvia die Hand und ersuchte sie, weiter zu singen. Doch Sylvia wehrte Anselm, als ob sie durch seine Handlungsweise beleidigt wäre, ab. Anselm, der jedoch fürchtete, sie verletzt zu haben, fühlte zum ersten Mal, wie unendlich er sie liebte.

VII.

Seit diesem Abend trat in dem Benehmen Sylvia's eine merkliche Aenderung ein. Befriedigt, die Liebe des Poeten bis zum Enthusiasmus erhöht zu haben, gab sie sich alle erdenkliche Mühe, die ihrige, als ob sie andern Sinnes geworden, kühl erscheinen zu lassen. Zuerst neckte sie Anselm unerbittlich, sobald er versuchte, seine Paradoxen hervorzubringen; Anselm, darüber erstaunt, gab sich vergebliche Mühe, um sie von deren Richtigkeit zu überführen. Sie wiegte dann entweder mit dem Kopf oder sah ihn schelmisch lächelnd an, um ihn zu überführen, daß er sie nicht überzeugt habe. Doch mit dem Verspotten begnügte sich Sylvia nicht allein. Sie hätte gerne gewußt, welch' geheimnißvolle Ursache diesen Menschen, der, wenn er natürlich war, ein gesundes, treffendes Urtheil hatte, an den Rand der Narrheit geführt habe. Indem sie deswegen nach der Vergangenheit ihres Geliebten forschte, forderte sie ihn zum Kampf heraus. In der That war es ja auch nicht anders möglich, daß der

Poet, wenn die Geliebte ihre Neugierde zu befriedigen suchte, auch seinerseits den Wunsch verspürte, sie auszuforschen; hierdurch kam es zu einer kleinen Störung der innigen Harmonie. Endlich, nach mehreren Wochen gegenseitiger Schraubereien, kürzte Sylvia, als sie sah, wie Anselm durch die erste Wonne des Besitzes zu ihr hingezogen wurde, unter irgend einem Vorwande, ihre Zusammenkünfte ab. Sie sagte, da die Fasten nahe wären, passe es sich nicht für ein Weib, ihren Geliebten zu besuchen; jemehr sie jedoch von ihm sich zurückzuziehen bestrebte, desto mehr näherte sich Anselm ihr. Der irre geführte Poet wurde immer trauriger und verschlossener, und eine große Besorgniß schien ihn zu beherrschen, da eine solche Liebschaft häufig mit einem Duell verbunden ist. Es war Mitte Februar, als das gute Einvernehmen zwischen Anselm und Sylvia aufhörte.

Anselm hatte kein Recht, sich über seine Geliebte zu beklagen. Als er die Bedingung, welche sie ihm zu Anfang ihres Liebesromans stellte, einging, verpflichtete er sich auch, alle Folgen zu tragen. Als er an das Geheimniß, mit welchem Sylvia sich umgab, dachte, fragte er sich, ob ihr Schweigen nicht eine Beleidigung wäre, weil ein Geheimniß zwischen zwei Liebenden nicht stattfinden dürfe, und gelangte durch diese Betrachtungen zu der ganz natürlichen Frage: „Wer ist sie?“

Allerdings lag in der Persönlichkeit Sylvia's etwas Geheimnißvolles. Es war dem durchdringendsten Ver-

stande nicht möglich, bestimmt anzugeben, welche sociale Stellung sie in der menschlichen Gesellschaft einnehme. Sie sprach das Französische zwar sehr rein, doch mit einem sonderbaren musikalischen Anflug. Ihre Gesichtszüge und ihr Körper erinnerten etwas an die Südländerin, und wer sie in den orientalischen Costümen gesehen, der würde darauf geschworen haben, daß sie nie andere getragen. Doch ihre Manieren und ihre gewöhnliche Kleidung verriethen die geborene Pariserin. Anselm entschied sich endlich dafür, daß Sylvia eine Pariserin wäre; als er jedoch ihre gesellschaftliche Stellung feststellen wollte, gerieth er in unendliche Widersprüche.

Sie hatte sich ihm, da sie sich ganz nach seinem Willen änderte, stets wie ein Proteus gezeigt. Bald schien sie ihm so einfach und so naiv, daß er sie für eine Klein-Bürgerin hielt, die eine Zerstreuung in den Abenteuern suchte, um geduldig die Gesellschaft eines faden Ehemannes zu ertragen. Wenn Sylvia ihre stolze Miene und nonchalante Haltung annahm, glaubte Anselm, daß sie inmitten des größten Luxus und Ueberflusses geboren, und er stellte sich dann vor, daß sie mit einem Greis im Silberhaar, der mindestens ein Burggraf sein müßte, irgend ein prachtvolles Hôtel in einem Faubourg bewohne. Dann fielen ihm Sylvia's Drohungen ein. „Sie wagt ihr Leben," sagte er zu sich; „das beweis't durchaus noch nicht, daß sie verheirathet ist. Sie muß die Geliebte eines Halbwilden sein, eines Russen,

Czechen oder Magyaren, der sie, wenn er sie ertappt, mit einem Messer ersticht."

Endlich rüttelte er sich auf aus den Träumen an seine Geliebte und sagte: „Wer weiß? Ich täusche mich vielleicht . . . Doch wer ist sie? wer ist sie?" — Eines Tages, als Sylvia trotz seiner flehentlichen Bitten nur eine halbe Stunde bei ihm geblieben, schwor der gefolterte Dichter es sich selbst: „Ich muß wissen, wer sie ist!"

VIII.

Das Verlangen, Sylvia auszuforschen, ward durch die Furcht, sie zu verlieren, noch bedeutend verstärkt, und wurde bald zur Manie bei ihm, von der er sich nicht mehr losmachen konnte. Er vergaß darüber Alles, was ihn umgab, selbst seine Poesie und seine Liebe. Er versuchte oft, sie anzugreifen, doch Sylvia war auf ihrer Hut, jede zu weit geführte Unterhaltung hatte bald ihr Ende.

„Wo sind Sie denn geboren, meine Theure?" fragte er sie einst. Sie lächelte und antwortete: „zu Pantin." Anselm verstand. Sie sahen aus, wie zwei Diplomaten, welche sich gegenseitig ihre Geheimnisse zu entreißen suchen, und sich schöne Worte sagen.

„Sind Sie reich?" fragte er ein andermal, nachdem sie ein Langes und Breites über Californien und den Minen von Potosi gesprochen.

„Ja, sehr reich!" antwortete Sylvia, und lachte, indem sie ihre seidenen Wimpern, wie in Verlegenheit gerathend, senkte.

„Das ist unangenehm!" murmelte Anselm. „Mir wäre es lieber — arm und frei!"

Sie blickte ihn starr an, indem sie wohl wußte, daß er dadurch erfahren wollte, ob sie verheirathet wäre; dann sagte sie: „Ihr Versprechen scheint dem Gedächtniß entfallen zu sein. Sie werden schwach, mein theurer Anselm!"

„Schrecklich!" sagte er traurig. „Ich bin nicht schwach, doch liebe ich Sie. Sehen Sie — sprechen wir einmal vernünftig — ist es nicht absurd, daß wir uns jede Woche nur zwei oder drei Stunden sehen?"

Als Sylvia stumm blieb, war der Dichter so kühn, halb scherzend, halb ernst ihr vorzuschlagen, zusammen an's Ende der Welt zu gehen. Er trug eine jener langen Tiraden vor, in denen er dreister ward. Er sprach vom Orient, den er kannte; lobte sein ewig gleiches Klima, seinen blauen Himmel, seine Blumen, seine Palmenbäume, seine frischen Wasser. Beiruth vornämlich, das so herrlich am Ufer des Mittelländischen Meeres gelegen, schien ihm ein solcher Ort, wo man glücklich leben könnte. „Dort," sagte er, „ist der Mensch König der Erde."

„Das ist Alles sehr verführerisch," antwortete Sylvia; „doch giebt es dort zu viel unangenehme Insekten."

„Sind Sie dort gewesen?"

Sylvia lächelte und sagte kein Wort mehr.

Eines andern Tages hatte Anselm seiner Geliebten gerade die Liebschaften der Calypso und Dido erzählt,

und dabei im Vergnügen geschwelgt, die Reize der nächtlichen Promenaden zu schildern. „Könnten wir nicht des Abends öfter zusammen ausgehen? Wir würden Beide dann in jenen öden Quartieren umherwandeln, wo die schwarzen Häuser mit ihren Dächern bis in den Himmel ragen; wo wir Niemand kennen und nicht gekannt sind und wo Alles, was uns umgiebt, unsere Aufmerksamkeit erregt.“. Hier brach Anselm plötzlich ab, als er sah, wie Sylvia, über seine Phantasien lächelnd, den Kopf schüttelte.

Ein andermal, nachdem er ihr erklärt, daß Liebe ohne Vertrauen nicht existiren könne, fragte er:

„Werden Sie also niemals mir das Geheimniß Ihres Lebens enthüllen?“

„Nie — nein!“

„Wie? Nicht in sechs Monaten, binnen eines Jahres, binnen zehn Jahren? wenn wir Beide alt und mißlaunig geworden?“

„Nein.“

„Das ist ja trostlos!“ sagte Anselm. Sylvia, von seinem Schmerz gerührt, umarmte ihn, um ihn zu trösten.

Endlich, nachdem er eine lange Abhandlung über Briefstyl gehalten, fragte der Dichter Sylvia, ob er ihr nicht schreiben dürfe.

Sylvia antwortete in ihrer lakonischen Weise: „Nein!“

„Doch wenn ich meine Briefe an — an einen Kaufmann, eine Freundin adressire?“

„Nein.“

„Nun denn, warum schreiben Sie mir nicht, meine Theure?“

„Nein.“

„Nein, nein, nein!“ wiederholte Anselm, sprang auf, durchmaß mit großen Schritten den Saal, gestikulirte, und versetzte seinem Hunde, der ihn schmeichelnd ansah, Fußtritte.

Als er ihr endlich eine Art von Drohung mit erhobener Stimme hinwarf, sagte sie einfach: „Haben Sie Fanny gelesen?“

„Oh! Sie haben sich wohl geschworen, mich närrisch zu machen!“ rief Anselm; dann streckte er beide Hände, wie ein Bittender, gegen sie aus, und warf sich, nachdem er den Zweck des Vorwurfs erkannt, auf seinen Divan, von welchem aus er heftig gegen die Sittenromane zu Felde zog.

IX.

Anselm sah endlich ein, daß er Nichts von Sylvia erlangen konnte, und nach und nach kam er, trotz seines Eides, zu dem Wunsche, ihr zu begegnen, nicht etwa um sie anzusprechen oder ihr zu folgen, sondern in der geheimen Hoffnung, sie auf eine sanfte Weise von ihrer Kälte zurückzubringen. Sofort änderte er seine ganze Lebensart. Er kleidete sich, wie ein civilisirter Mensch. Man sah ihn jetzt öfter von vier bis sechs Uhr mit Stock und Cigarre auf der Tuilerien-Terrasse, auf den Champs Elysées, zwischen den Equipagen im Boulogner Wäldchen, auf den Boulevards des Italiens, wo Arm in Arm mit dem Börsenmann der Journalist geht, und wo Damen jeder Art die Pracht ihrer Toiletten entfalten. Abends saß der in einen Dandy Umgewandelte nachlässig in einem Balcon der Oper der Bouffes, der komischen Oper, des Theater-Français, oder des Gymnase, indem er seinen Widerwillen gegen diese Anstalten überwand. Die Nacht brachte er auf den officiellen Bällen der Minister und Gesandten zu, wo ihn Niemand beachtete;

dann suchte er Umgang und Zerstreuung bei Banquiers und reichen Kaufleuten, wo man ihn fragte, ob er irgend etwas unter der Feder habe; bei renommirten Künstlern, wo man ihn seiner literarischen Erfolge wegen scheel ansah; endlich bei Loretten, welche ihn mit offenen Armen empfingen, da sie ihn seit lange als liebenswürdigen Mann kannten. Doch nirgends hatte Anselm auch nur die Spitze von dem reizenden Fuß Sylvia's gesehen, und die jungen Damen fragten sich, nachdem sie Anselm glücklich sein Geheimniß entlockt, wer dies fantastische Wesen sein möge.

Ende des Monats kam er ermüdet nach Hause zurück, schloß sich ein, fühlte sich matt, zankte mit seinem Hund und dem Affen, war grob zu Anaxagoras, schrieb eine Masse Sonette gegen die Liebe und beschäftigte seinen Geist mit den sonderbarsten Projecten. Es kränkte ihn, eine Geliebte nur zur Hälfte zu besitzen; zwischen ihr und sich ein Hinderniß zu wissen, von dem er den Grund nicht einsah. Sylvia sollte ihm allein und ewig gehören. — „Sie wagt ihr Leben!" sagte er zu sich selbst, „sie ist demnach unglücklich, und wagt Nichts, um sich zu befreien! Ich werde es für sie wagen. Ich kann nicht mehr ohne sie leben, und das ewige Warten ist schrecklich. Wer sagt mir denn, daß sie nicht ebenso viel Liebhaber hat, als es Tage in der Woche giebt? In der That ist es sehr bequem, einen Mann zu finden und ihm zu sagen: ich liebe Dich, doch darfst Du nicht wissen, wer

ich bin. Wenn ich einmal liebe, so muß ich auch wissen wen. Endlich will ich auch sicher sein, meine Geliebte nicht zu verlieren; doch laufe Einer dieser nach, wenn es ihr eines schönen Morgens einfällt, zu verschwinden!"

Sein Pudel war indessen mühsam auf den Tisch geklettert, hatte ein Bisquit genommen und schlich, um es zu fressen, nach Hundeart in einen finstern Winkel unter den Möbeln. Anselm hatte es bemerkt, aber mehr noch Polemon. Dieser folgte dem Hunde, indem er sich immer von Säule zu Säule schlich.

Der Hund streckte sich bereits bequem nach seinen Begriffen von Gourmandie unter ein Fauteuil, das Bisquit mit den Pfoten haltend, als plötzlich der Affe hinzusprang, es ihm entriß, auf ein hohes Gesims kletterte und es dort verzehrte.

„Das ist ein Beispiel, aus welchem ich Nutzen ziehen kann," sagte Anselm. Er dachte an die Drohungen seiner Geliebten. „Bah! Alle Frauen maßen sich etwas an!" rief er endlich. „Ich werde die Gefahr, welche ihr droht, besser beurtheilen können als sie. Wenn ich erst wissen werde, wer sie ist, werde ich auch sehen, ob die Gründe, sich mir gegenüber mit solchem Dunkel zu umgeben, stichhaltig sind. Ueberhaupt muß ja ihr Glück mir am Herzen liegen. Ach, und dann liebt sie mich ja auch zu sehr, um mich zu verlassen."

Er unterdrückte seine Zweifel, nahm sich vor, klug zu handeln, schwur aber auch, sie nicht zu kompromittiren.

Am folgenden Montag rief er, entzückt über seine Idee, welche er zur Enthüllung des Geheimnisses gefunden, seinen Diener Anaxagoras zu sich:

„Entdecker der bewegungslosen Materie," hub er an, „morgen 11½ Uhr wirst Du anfangen, die Treppe zu frottiren."

„Wie, ich? Das besorgt ja der Thürschließer."

„Schweig! Schüler des Anaxymenes. Du wirst die Treppe frottiren. Gegen Mittag wird eine Dame erscheinen, welche an meiner Thür klingelt. Du wirst sie aufmerksam betrachten, indem Du sie grüßt, und Dich bei Seite stellst, um sie vorbei zu lassen. Dann kannst Du, sobald ich sie habe eintreten lassen, hingehen, wohin Du willst, und bis 4 Uhr denken, woran Du willst, meinetwegen an die Ursache der Welt. Um 4 Uhr gehst Du sauber gekleidet, d. h. in Deinem gewöhnlichen Anzuge und nicht etwa in Deiner Livree, auf der Straße herum, langsam, wie ein Einfaltspinsel, der Maulaffen feil hält, um die Stunde seines Diners zu erwarten. Bald wirst Du dann die Dame sich entfernen sehen. Du wirst ihr von Weitem folgen, aber ohne Dir das Ansehen zu geben, als ob Du ihr folgst und ohne daß sie es bemerkt. Du wirst den Namen der Straße und die Nummer des Hauses behalten, in welches sie verschwindet. Mit eiligen Schritten wirst Du dann hierher zurückkehren, um mir Nachricht zu geben, verstehst Du? Fünf Louisd'or erhältst Du, wenn Du Alles gut aus-

richtest. Wenn es Dir aber fehlschlägt, laß ich Dich ungekocht von meinem grünen Papagei auffressen."

Tags darauf ging Alles nach Anselm's Wunsch. Doch, als um 5 Uhr der Diener zurückkam, sah er an der bittenden Miene desselben, daß sein Plan gescheitert.

„Elender, was hast Du gemacht!" schrie er ihn an.

„Ach, Herr, ich bin der Dame bis in die Mitte der Favresstraße gefolgt, wo sie einen Fiaker bestieg, welchen zu verfolgen ich, da die beiden kleinen Pferde sehr schnell liefen, aufgeben mußte."

„Welche Nummer hatte der Fiaker?"

„Ich habe es nicht gesehen."

„Ich muß nur meine Angelegenheit selber besorgen," sagte Anselm.

X.

Folgenden Dienstag that Anselm, als Chinese costumirt, um bei Sylvia keinen Verdacht zu erregen, Alles mögliche, sein gewöhnliches Benehmen zu behaupten; doch trotz seiner Bemühungen mißlang es ihm; bald war er zu zärtlich, bald zu kalt, bald zu vorsichtig. Sylvia verrieth kein Mißtrauen.

Kaum aber war sie fort, so öffnete Anselm einen großen Koffer, nahm ein modernes Costüm heraus, warf seinen seidenen Ueberwurf und seine Pantalons weg, kleidete sich, während der Affe vor Vergnügen sprang und schrie, um, und nach Verlauf von drei Minuten stürmte er auf der Straße dahin, den Hut tief in die Augen gedrückt und den Mantel hinter sich fliegend. Es war noch Winter, eine leichte Schneedecke lag auf den Dächern und eine dicke Luft machte entferntere Gegenstände unkenntlich. Nicht zweihundert Schritte von seiner Thüre sah er ein weibliches Wesen dicht an den Häusern langsam vor sich gehen; er erkannte sie sofort; sie war es.

Es giebt in der Weststraße noch keine Trottoirs, die Laternen waren noch nicht angezündet, und Sylvia ging daher auf dem schmutzigen Pflaster. Das erregte Anselm's Besorgniß; dann ergriff ihn die Furcht, entdeckt zu werden, und er verbarg sich in die Vorhalle eines Hauses. Sylvia jedoch wendete sich nie um, und ohne zu stocken, das Kleid ein wenig aufgenommen, so daß der reizende, zierliche Fuß zu sehen, ging sie durch den Schmutz in der öden Straße, der Kälte, der Dunkelheit und dem Winde entgegen.

Sie bog in die Rue d'Asous ein und ging eine Gartenmauer entlang. Wenigen Menschen begegnete sie dort; es waren meistens Priester, welche in ihre Klöster zurückkehrten. Sie sahen sie, von der Seite schielend, an. Anselm merkte auf Alles, was vor ihm passirte, und bis an die Nase in seinen Mantel gewickelt, folgte er in einer Entfernung von dreißig Schritten seiner Geliebten.

Sylvia betrat die Rue du Cherche=Midi, welche schon viel lärmender und belebter ist, dann ging sie an der Rue de Sérras vorbei, bog links in die Rue de Grenelle ein und wendete sich dann der Rue des Saintes Pères zu. Obgleich diese Straße von Hause aus sehr enge ist, so konnte Sylvia, indem sie den Zusammenstoß mit den Vorübergehenden vermied, Dank dem Trottoir, welches das Gehen erleichterte, ihre Schritte beflügeln. Doch sah sie nicht ein einziges Mal hinter sich

oder warf einen einzigen Blick in die decorirten, hellerleuchteten Läden, um zu bemerken, was um sie her vorgehe. Die undurchdringliche Finsterniß erhöhte den Refler, welchen die strahlenden Gasflammen auf ihre schweren seidenen Gewänder warfen. In der Gegend des Hospitals wird die Rue des Saints-Pères sehr steil und abschüssig. Sylvia beschleunigte ihren Schritt noch mehr, doch eilte sie nicht so sehr, um dadurch aufzufallen. Glänzende Equipagen rollten dahin und fuhren in die Thore der Hotels, die Straße erweiterte und füllte sich mit Menschen. Bei Nummer 12 ungefähr ersuchte Anselm einen Vorbeigehenden, der aus einer Tabakshandlung kam, um etwas Feuer zum Anzünden seiner Cigarre.

Obgleich der Dichter sich schon an die Gefahr gewöhnt hatte, so fühlte er sich doch beängstigt. Es ergriff ihn jenes eigenthümliche Gefühl eines Menschen, welcher sein Vermögen sieht, ohne daß er es anzurühren wagt. Diese kleinen Füßchen, welche er so oft geküßt hatte, schritten mit einer gewissen Leichtigkeit vor ihm, und unwillkürlich fragte er sich, ob er sie jemals wieder küssen werde. Den schlanken Leib, um welchen er so oft seinen Arm gelegt, sah er auf dem Velours sich abheben, und er fühlte sich unglücklich bei dem Gedanken, sie nicht an's Herz drücken zu können. Es wandelte ihn die Lust an, Sylvia um den Hals zu fallen. Sie gelangte zu dem Damm, welcher die Rue de Verneuil von der Rue de Lille trennt, wo viele Buchhändler- und Kaufläden sich

befinden. Da die Omnibusse und Fiaker die Passage versperrten, mußte sie sich ganz dicht an der Mauer halten. Es kamen mehrere leere Fuhrwerke, die Kutscher hielten und knallten mit den Peitschen, um die Vorübergehende zur Benutzung ihrer Wagen einzuladen; doch sie antwortete ihnen nicht. Schon war sie über den Quai Voltaire gegangen und befand sich jetzt auf der Brücke du Carrousel.

„Es scheint, daß sie nicht ganz allein wohnt," sprach Anselm zu sich, indem er die Falten seines Mantels vor den Mund nahm. Es wehte ein eisig scharfer Wind, dessen Unannehmlichkeit durch die Nähe des Flußes noch erhöht wurde. Die Brücke bog sich unter den Rädern der Fuhrwerke, und die unabsehbare Reihe der Candelaber auf dem Quai spiegelte ihre hellen Strahlen in das schwarze Wasser wieder. Während die schimmernden Lichter von dem Spiegel des Wassers reflectirten, tönte das Rauschen des plätschernden Wassers dumpf und unheimlich herauf; die entlaubten Pappeln vor den Tuilerien schüttelten ihre Aeste zusammen, daß es wie Klagetöne sich anhörte, die, um das grausige Concert zu vervollständigen, von der Drehorgel eines Blinden, der inmitten der Brücke kauerte, begleitet wurden.

Sylvia sah nicht den schäumenden Fluß, nicht das Lichterspiel auf seinen dunkeln Wellen, nicht den so bedauernswerthen Blinden, auch nicht das Louvre mit seinen geschmückten Mauern. Endlich gelangte sie auf den Platz du Carrousel.

Die Hartnäckigkeit, welche sie darin setzte, sich nicht umzuwenden, beunruhigte Anselm schließlich. Es schien, als hätte ein übermenschlicher Instinkt ihr die Gegenwart desjenigen verrathen, welcher sie wie ihr Schatten verfolgte. Sie ging, das Haupt etwas auf die eine Seite geneigt und den Schleier tief herabgelassen, so daß auch ein ihr entgegen Kommender nicht gewahren konnte, daß ein innerer Kummer sie bedrückte, wie ihre zusammengezogenen Augenbrauen ihm dies verrathen hätten. Anselm wäre wohl ernstlich besorgt geworden, wenn er das sonderbare, fast drohende Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, gesehen hätte. Doch dem Zufall vertrauend, schüttelte er seine Befürchtung ab. „Wie sollte sie wissen, daß ich hier bin,“ sagte er zu sich selbst.

Als sie über den Platz du Carrousel gingen, verkürzte er seine Schritte etwas, um sie einen kleinen Vorsprung gewinnen zu lassen. Die Tuilerien zur Linken waren mit Lichtern übersäet. Sie glichen einem Feuermeer, das von Etage zu Etage, von Fenster zu Fenster wogte, in der Mitte aber durch den Triumphbogen getheilt wurde, an dessen Fuß die Schildwacht vor ihrem bunten Häuschen unbeweglich stand. Mit verhängtem Zügel fuhren elegante Carossen in das Portal, von Weitem schon hörte man das Wiehern der Pferde und das Knirschen der schnellen Räder auf dem Sande. Von den Wipfeln des Schlosses wehte in die Dunkelheit hinein eine Fahne, welche matt vom Mondlicht beleuchtet wurde.

Dieses geräuschvolle Treiben erinnerte Anselm, daß die Zeit zum Diner nahe wäre. — „Alle Teufel! — wo soll ich heute mein Essen zu mir nehmen?“ fragte er sich.

Es drehten sich einige Vorübergehende nach Sylvia um, welche an den Bäumen entlang eilte, die an der linken Seite des Platzes gepflanzt sind; andere richteten sogar, indem sie stehen blieben, einige Worte an sie, Anselm fluchte dann stets in den Bart. Gerade als sie ihren Fuß auf das Trottoir setzen wollte, blickte ihr ein vorübergehender Mensch von sehr schlechtem Aussehen beim Vorübergehen unter den Schleier, machte dann plötzlich Kehrt, und bot sich ihr mit einigen Worten, die unser Dichter nicht verstand, zum Begleiter an. Sylvia antwortete dem Menschen kein Wort. Als wenn er für sie nicht da wäre, oder vielmehr, wie wenn sie taub und stumm wäre, beschleunigte sie nicht einmal ihren Schritt. Der ihr entgegen wehende Wind lüftete etwas ihren Schleier und hob das Kleid ein wenig in die Höhe, sie ging ruhig weiter. Man hätte denken können, sie wisse, daß Anselm ihr auf den Fersen folge und es sei ihre Absicht, ihn wissen zu lassen, wie viel sie für ihn dulden müsse. Er war in Verzweiflung, indem er nicht wagte, zwischen sie und ihren Verfolger zu treten, denn der Gedanke an ihre Drohung hielt ihn zurück.

Sylvia gelangte endlich durch die Rivolistraße in die Richelieustraße, immer begleitet von jenem Menschen, der sie fortwährend in den leidenschaftlichsten Ausdrücken

anredete und ihr unter den Schleier sah. Das Quartier, welches sie jetzt betraten, war geräuschvoll und lebendig. Zur Rechten hatte ein Conditor in einem eleganten Schaufenster in großen Gläsern seine Süßigkeiten ausgestellt, ein obscures Caféhaus daneben ladete wenig durch das Licht, welches sich mühsam durch die trüben Fensterscheiben stahl, zum Besuch ein; zur Linken bot das Magazin eines Waffenschmiedes den Militair- und Jagdfreunden einen reizenden Anblick. Sylvia war genöthigt, da vor dem Theater-Français ein ungeheurer Menschenknäuel stand, den Fahrdamm zu betreten. — „Ah," sagte Anselm zu sich, „wohnt sie in Montmartre? Warum geht sie nur bei diesem schlechten Wetter zu Fuß, da es so leicht war, einen Wagen zu finden? Es muß sie also amüsiren, von diesem Kerl belästigt zu werden." Indessen war völlige Dunkelheit eingetreten, und die Fenster der Häuser rings umher wurden allmählich erleuchtet. Die engen, schmutzigen Gäßchen, welche in die große Straße mündeten, gewährten einen unheimlichen Anblick; man sah in der Richelieustraße eine Menge geputzter Mädchen, die das Köpfchen mit den herausfordernden Augen rechts und links drehten und ihre bis zum Aeußersten enthüllte Schönheit den Vorbergehenden anzubieten Willens waren. Bei der Molière-Fontaine warf der Verfolger Sylvia's, ermüdet durch ihr Schweigen, einen melancholischen Blick auf die rings um ihn her lachenden Schönen, dann hielt er zögernd an, und verschwand in eine jener Gäßchen.

Als er bei dem Poeten vorbeiging, erhielt er noch einen empfindlichen Stoß mit dem Ellenbogen. Sylvia ging ruhig weiter.

Sie bog links in die Rue Neuve-des-Petits-Champs ein; doch die Anhäufung von Fuhrwerken nöthigte sie, auf das Trottoir zu gehen. Ein großer lärmender Haufe von Handwerkern, welche, ihr Werkzeug auf dem Rücken, nach vollbrachter Arbeit nach Hause gingen, drängte sich um sie. Nachdem sie unter vielen Seufzern auch dieser Unannehmlichkeit entgangen, stieß sie eine Tuchthür auf und verlor sich in der Gallerie der Passage Choiseul.

Hier mußte Anselm eine unendliche Vorsicht gebrauchen, um nicht von seiner Geliebten bemerkt zu werden. Es waren sehr wenig Menschen in der Passage, und die Fenster der Läden spiegelten das Bild eines jeden Vorübergehenden ab. Sylvia mäßigte ihren Schritt und ließ ihren Mantel etwas nach hinten fallen. Sie schien von dem weiten Weg durchaus nicht ermüdet; man hätte meinen können, sie befinde sich auf einem Spaziergang. Der Dichter jedoch wurde ungeduldig. Je weiter er ging, desto mehr schimpfte und sprach er vor sich hin. Welcher Teufel konnte sie verleiten, in dies Quartier zu ziehen? Doch wie weit wird sie mich führen? Wenn ich ihr auch drei Tage und drei Nächte hindurch folgen müßte, ohne etwas zu genießen, so wahr ich ein Bretone und Trotzkopf bin, ich muß wissen, wer sie ist,

dies Weib soll den Willen Anselm Schanfara's nicht brechen.

Doch Sylvia war bereits in der Rue de Choiseul; sie ging noch langsamer, und Anselm empfand jenes seltsame Gefühl, welches uns die Annäherung eines Ereignisses ahnen läßt. In der Mitte der Straße ragte vor den übrigen Gebäuden ein prachtvolles Magazin hervor. Eine Menge von Equipagen hielt vor der Thür, und das Auge schwelgte in der Menge der schönsten seidenen und sammetnen Stoffe, welche in den prachtvoll erleuchteten Schaufenstern auslagen. Ueber demselben las Anselm die mit großen goldenen Lettern geschriebenen Worte: »Maison Delisle.« Sylvia blieb stehen. Immer ohne sich umzusehen, streckte sie ihren Arm aus, zog an einem kupfernen Knopf und trat in das Vorhaus. Anselm, der sich in den Schatten zwischen zwei Wagen gestellt, sah ihr zu. Als er seine Geliebte in das Magazin eintreten sah, durchfuhr ein schrecklicher Verdacht sein Gehirn. „O Entsetzen und Unglück," seufzte er, „Sylvia, die ich für eine Göttin gehalten, ist eine Comptoirdame."

XI.

Als Anselm indeß vor der großen Glasthüre auf- und abging, sah er seine Geliebte vor einem langen Tisch sitzen und geschäftige, elegante Commis waren eifrig bemüht, vor ihren Augen verschiedene Stoffe auszubreiten. Sie kehrte der Thür den Rücken zu. — „In der That" — sagte Anselm zu sich — „die Stunde ist seltsam gewählt, um sich ein Kleid zu kaufen!" — Er wagte nicht, in das Magazin einzutreten, doch befand sich am Ende des Lokals, Sylvia gegenüber, ein großer Spiegel, der ihr Bild zurückstrahlte. Plötzlich erhob sie sich und begab sich, immer von den Commis begleitet, in eine Gallerie zur linken Seite des Ladens, wohin ihr das Auge Anselms nicht folgen konnte. Er schöpfte Verdacht und trat in den Laden, nachdem er sich in seinen Mantel bis über die Ohren eingehüllt.

Sogleich sprangen ihm vier unbeschäftigte Commis entgegen, um ihm ihre Dienste anzubieten. Er wollte Shawls sehen. Indem er nun auf- und abging, bemerkte

er von Weitem, daß seine Geliebte bei dem Comptoir der Gallerie saß. Man entrollte vor ihren Augen die schönsten seidenen Bänder, welche sie mit ihrer feinen Hand empornahm, um sie besser zu betrachten. Sie drehte Anselm immer noch den Rücken zu. — „Hier, mein Herr, ist das Schönste, was wir von indischen Shawls führen," sagte zu ihm ein junger, elegant gekleideter Mann, der auf einem Tische vor ihm einen orangefarbenen Shawl ausbreitete. „Welch' ein Geschmack," fuhr er fort, „welch' ein Dessein! Alle Damen wollen ihn sehen! Wie fein wie zart er ist!"

„Er gefällt mir nicht," antwortete Anselm, „zeigen Sie mir einen andern."

Sylvia behandelte unterdessen immer noch die Bänder. Der Commis legte dem Dichter einen andern blauen Shawl vor. — „Ich hätte gern den grünen Shawl da gesehen," sagte Anselm.

„Ach den hier," sagte der Commis, „den nehmen Sie nicht, mein Herr." — Anselm wollte sich nun den blauen Shawl genauer betrachten. Als seine Augen aber auf den Platz fielen, welchen Sylvia noch vor wenigen Minuten eingenommen, war er leer.

„Sie haben wohl sehr ausgedehnte Magazine?" fragte er den Commis.

„Sehr große, mein Herr."

Anselm ging etwas in den Hintergrund nach links. Die Gallerien, welche mit schönen Topfgewächsen verziert

waren, bildeten einen rechten Winkel; die Tische waren sämmtlich mit den schönsten Stoffen beladen, vom Plafond hingen in regelmäßigen Zwischenräumen große Lampen herab. Anselm, der seinen Blick über die ganze Gallerie schweifen ließ, versuchte vergebens unter den Frauen, welche dort auf- und abgingen, den eleganten Wuchs Sylvia's zu finden. Plötzlich befand er sich vor einer Glasthür. Mechanisch öffnete er sie, stieg einige Stufen hinab und erkannte mit Schrecken, daß er sich auf einem Hofe befand, der mit der St. Annenstraße in Verbindung stand.

„Ihr Magazin hat also zwei Ausgänge?" fragte er den Commis, der immer noch hinter dem Comptoir stand.

„Ja, mein Herr!"

„Ach, ich bin überlistet!" rief Anselm und lief ohne Zögern bis zum Boulevard; doch bei der großen Menge von Wagen, welche sich auf der Straße kreuzten, und bei der Masse von Menschen, die auf dem Trottoir aneinander rannten, war es ihm unmöglich, Sylvia einzuholen. Er ging langsam, sah sich noch einmal nach allen Seiten um und beschloß, in das Magazin, wo der über seine Flucht verwunderte Commis ihn noch erwartete, zurückzukehren.

„Wie heißt die Dame, welche dort auf jener Stelle saß?" fragte der Poet mit Hast.

Der Commis lächelte verstohlen und ging, sich bei

dem Kassirer danach zu erkundigen. Niemand im Magazin kannte Sylvia. — „Aber mein Gott," sagte Anselm, „wenn sie hier Einkäufe macht, muß sie doch auch ihre Adresse an der Kasse abgeben."

„Nein, mein Herr. — Die vier Ellen Seidenband, welche die Dame gekauft, hat sie sogleich in der Tasche mit sich genommen."

„Ich bin genarrt, genarrt!" wiederholte Anselm. Indessen hielt er sich verpflichtet, in dem Laden etwas zu kaufen, um daselbst, wo Sylvia einige Augenblicke verweilt, keinen schlechten Eindruck von sich zu hinterlassen. Er entschied sich für den orangefarbenen Shawl, den er mit 300 Thalern bezahlen mußte.

XII.

Am folgenden Dienstag erwartete Anselm Sylvia vergeblich, ebenso am nächstfolgenden. Sie kam nicht, und dieser Umstand, den Anselm als eine Folge des Abenteuers in dem Modewaarenladen ansah, setzte den Poeten in Schrecken. Es würde schwierig sein, alle die Thorheiten, zu welchen der Schmerz ihn trieb, aufzuzählen. Er fluchte, rannte gegen die Möbel, und schlug sich. „Du dreifacher Narr!“ rief er, „um eine kindische Neugierde zu befriedigen, hast du dein Glück gestört. Wer sagt dir denn, daß du deiner Geliebten nicht die Ruhe, ja das Leben genommen? Oh, du wirst sie nie wiedersehen!“

Er war in Verzweiflung, heiße Thränen rollten über seine Wangen in den blonden Bart und von dort wie Perlen auf sein seidenes Kleid. Alles um ihn herum machte einen traurigen Eindruck, sein schweigsames Haus, sein verwaistes Zimmer. Was thun? Vergebens durcheilte er suchend alle Straßen. In der großen Stadt war

sie wohl geborgen. Eines Tages erinnerte er sich plötzlich, daß sie einst seinen Thieren Bonbons und Confituren, welche in die Ueberreste eines Journals eingewickelt waren, mitgebracht hatte. Das Journal war die Union, und Anselm schloß daraus, daß Sylvia sich zu den legitimistischen Prinzipien bekannte. Er hatte sie es selbst früher merken lassen, und Sylvia hatte ihm erröthend geantwortet, daß er vielleicht Recht hätte. Kaum hatte sich Anselm dieser Thatsache erinnert, als ihm auch sofort der Gedanke kam, mit seiner Geliebten dadurch, daß er irgend einen Aufsatz mit seiner Namensunterschrift in den Spalten der Union veröffentlichte, zu korrespondiren. Dies sollte das Herz Sylvia's so rühren, daß sie sich zur Rückkehr entschließen mußte. Anselm brauchte nicht lange nach einem Stoff, in welchem ein Neugieriger für sein Laster bestraft wird, zu suchen. Er erinnerte sich der Mythe Amor's und Psyche's, welche er mit Benutzung einer Erzählung des Apulejus in ein klagendes Gedicht umgestalten wollte, welches Sylvia, falls sie noch auf dieser Welt lebte, Thränen in die Augen locken würde. Doch eine unendliche Schwierigkeit stellte sich Anselm entgegen, als er sein Werk beginnen wollte. Anselm war, wie man weiß, ein Romantiker von reinstem Wasser, der vor Allem ängstlich besorgt um die Schönheit der Form war; und die Union, ein akademisches Blatt, konnte unmöglich ein Gedicht aufnehmen, welches an die Gewandtheit und Keckheit der Meister aus

der Schule von 1830 erinnerte. Er entschloß sich daher, sein Gedicht in dem sogenannten modernen Styl zu schreiben, das heißt in den aufgewärmtesten, schlechtesten Phrasen, und in den trivialsten Gemeinplätzen, was ihm denn auch nicht ohne Mühe in einer Nacht gelang.

Die Fabel der Psyche mußte Anselm nothwendiger Weise ändern. Er verkürzte sie um Vieles und gab ihr einen Ausgang, welcher der Neugierde des Lesers einen weiten Spielraum ließ. In dem Augenblick, wo Amor, durch den aus Psyche's Lampe herabfließenden brennenden Oeltropfen geweckt, durch das Fenster entflieht, bleibt Psyche, anstatt sich in die Fluthen des Stromes zu stürzen, an dessen Ufer stehen, und richtet, auf dem grünen Rasen knieend, an ihren unsichtbaren Gemahl Worte des tiefsten Schmerzes und der bittersten Reue, verspricht nie mehr der Neugierde zu verfallen und droht endlich dem Sohne der Venus, ihren Tagen ein Ende zu machen, wenn er ihr nicht Verzeihung gewähre.

XIII.

Sobald Anselm das Gedicht beendet, übersandte er es der Redaction des Journals. Er war zwar dort Niemand persönlich bekannt; da er jedoch keine Bezahlung forderte und sein Name bereits einen guten Klang hatte, unterlag die Aufnahme keinen weiteren Schwierigkeiten; schon am nächsten Donnerstag konnte man im Feuilleton des aristokratischen Blattes das zwölf lange Spalten einnehmende Gedicht „Amor und Psyche" lesen.

Der Erfolg war ein so großartiger, daß es binnen vierzehn Tagen die Runde durch ganz Europa machte. Man las es bei den Portiers, wie bei den Königen, in den Mansarden der Grisetten und in den Strohhütten, auf dem Kutschersitz und auf der feinsten Ottomane; kurz wo es Augen gab, die lesen konnten, wurde das Gedicht Anselms als ein Meisterwerk verehrt. Nicht eine Stimme erhob sich, um durch eine scharfe Kritik die Harmonie der von allen Seiten ertönenden Lobsprüche zu stören. Die Union gewann dadurch 2000 Abonnenten;

alle übrigen Journale, welche in Paris erscheinen, machten Anselm glänzende Anerbietungen; selbst die Academie bedauerte in einer ihrer Sitzungen, daß sie keinen Stuhl unbesetzt habe, in der falschen Voraussetzung, daß Anselm ihn annehmen würde.

Doch mitten in diesem allgemeinen Enthusiasmus, verhüllten die Freunde des Dichters trauernd ihr Haupt. Für sie war er einer der letzten Vertheidiger der Romantik, der nun auch in das Lager der Feinde gegangen.

Am folgenden Dienstag ging Anselm, der unberührt von dem ebenso unerwarteten, wie ungewöhnlichen Erfolge geblieben, langsam zwischen seinen chinesischen Spielereien in seinem Zimmer auf und ab; er war ein wenig bleich und fragte sich, ob wohl Sylvia sein Gedicht gelesen, ob sie ihn verstanden habe, und welchen Entschluß sie gefaßt haben möge.

Die letzten Minuten vor Mittag waren für ihn die peinlichsten. Er empfand in seinen Füßen eine solche Schwäche, daß er sich auf die Stufen des Buddhathrones setzen mußte. Endlich, als der letzte Schlag der Mittagsstunde verhallt war, wurde an der Klingel zu seiner Thür gezogen. Mit einem Satz war er mit seinem Hund und Affen zugleich an der Thür. Sylvia, wie am ersten Tage, vom Scheitel bis zur Sohle in ihren schwarzen Sammetmantel eingehüllt, blieb auf der Schwelle stehen. Anselm trat zurück, um sie eintreten zu lassen; und während der Affe ihre eine Hand liebkos'te, der Hund an

ihr heraufsprang, drückte Anselm die Geliebte feurig an sein hochklopfendes Herz, und verbarg, keines Wortes mächtig, sein Gesicht an ihrem Busen.

Hund und Affe sprangen vor Freude im Zimmer herum und ihr Geschrei machte die Vögel unruhig, daß sie ängstlich im Käfig umherflatterten; Sylvia allein theilte die allgemeine Erregung nicht. Ueberhäuft mit Zärtlichkeiten, blieb sie unbeweglich und lächelnd, so daß man meinen konnte, sie begreife diese Aufregung nicht. — Endlich legte sie Hut und Mantel ab, setzte sich neben Anselm auf den Divan und fragte ganz ruhig: „Warum hast Du denn so großen Kummer?“

„Ah, Du Böse, drei Wochen bist Du weggeblieben und wolltest nicht mehr wiederkehren. Das war unrecht von Dir, sehr unrecht!“

Sie lächelte und erwiederte Nichts. — „Was habt Ihr während der Zeit gemacht?“ fragte sie weiter.

„Wir haben uns alle Drei geängstet!“ antwortete Anselm. „Polemon hörte nicht auf zu klagen, ich hatte die Hölle im Herzen und der Pudel lag traurig unter dem Divan.“

„Armer Hund!“ sagte Sylvia.

Anselm zuckte bei diesen Worten heftig zusammen. „Es war nicht meine Schuld, es lag nicht in meinem Willen, lieber Freund;“ fuhr Sylvia lächelnd fort. „Ich bin ein wenig unwohl gewesen.“

„Moquirt sie sich über mich?“ sagte Anselm zu sich

selbst. Er begriff nicht, weswegen sie ihm nicht Vorwürfe über seine Handlungsweise mache. Der Grund, den sie zur Entschuldigung ihres Wegbleibens angab, schien natürlich.

Sie faßte ihn endlich nach einer langen Pause mit beiden Händen. „Verzeih' mir!" sagte sie.

Für den Augenblick zweifelte Anselm an seinem Verstande. Dieses Zusammentreffen zwischen seinem Eidbruch und ihrer Abwesenheit, und dann wieder zwischen Veröffentlichung seines Gedichtes und ihrer Rückkehr; war dies ein Spiel des Zufalls? Sollte sie ihn nicht auf der Straße hinter sich bemerkt haben, oder in dem so hell erleuchteten Magazin? Alles das war ihm ein Räthsel.

„Aber warum hast Du mir nicht geschrieben?" fragte er endlich.

Lächelnd antwortete sie: „Ich hatte Furcht, mich zu compromittiren."

XIV.

Als Anselm allein war, blieb er lange Zeit in Nachdenken versunken. Es erschien ihm unmöglich, daß, wenn Sylvia seine Verfolgung bemerkt hatte, sie sich darüber nicht mit ihm ausgesprochen hätte. Man glaubt gern, was man wünscht. Er fing an zu sich selbst zu sprechen: „Ich kann sie ja wieder verfolgen, sie wird mich wieder nicht bemerken. Sicher nicht; — wenn sie mich aber dennoch erkennen sollte?"

Er wurde aus seinen Träumen durch einen Kampf, der sich zwischen seinem Hund und seinem Affen entspann, gerissen. Der Hund wollte ein Stückchen Leinwand, das an der Erde lag, nehmen, Polemon ebenfalls; beide bissen sich, indem sie heulten und bellten. Um den Streit zwischen seinen Freunden ein Ende zu machen, nahm Anselm das Stück Leinwand; es war Sylvia's Taschentuch. In der einen Ecke fand er zierlich, in blauer Seide gestickt, dasselbe Zeichen „οὔτις" (Niemand), welches als Siegel den ersten Brief Sylvia's, den er von ihr empfangen hatte, schloß.

„Oh,“ sagte er, „sie hat jede Vorsicht gebraucht. Doch wer ist sie?“ Diese Frage wiederholte er jetzt des Tages wohl zwanzig Mal. Er war außer sich darüber, daß sie ihm zu den fürchterlichsten Vermuthungen Anlaß gab. „Vielleicht die Tochter des Scharfrichters?“

Anselm faßte endlich, als der Pudel und Polemon wieder versöhnt zusammen spielten, einen Entschluß, der ihn vor Vergügen lachen machte. Natürlich war dieser der barockteste Einfall, welchen je ein Mensch in einem ähnlichen Falle haben kann. Er überlegte und erwägte ihn hin und her und, schrie mit einem Mal aufspringend: „O, erhabener Jupiter! Da du den König der Geschöpfe unvollkommen geschaffen, so muß er sich in manchen Dingen des Instinktes seiner Untergebenen bedienen.“ Sofort kleidete er sich an, ging zu einem Hundehändler und kaufte eine Hündin.

Diese Hündin war sehr klein und niedlich. Ihre Größe überstieg die Hand eines Boxers nicht; sie hatte schwarzes Seidenhaar, langherabhängende Ohren, einen prachtvollen Schwanz und zierliche Füßchen. Ihre plattgedrückte Nase, in Verbindung mit den leuchtenden Augen, gab ihr ein ungewöhnlich intelligentes Ansehen. Endlich war sie, da sie erst zwei Jahre alt, beweglich und lustig. Natürlich machte ihr der Hund, zum größten Aerger des Affen, gleich beim Eintritt in das Haus die Cour; die Hündin nahm die Bewerbungen des Hundes mit der an umgänglichen Personen gewöhnlichen Coquetterie an.

Als Sylvia wieder Anselm besuchte, gerieth sie natürlich in Entzücken über das niedliche Thier, welches ihr Geliebter, der liliputanischen Dimensionen wegen, bereits „Minut“ getauft hatte. Sie nahm es auf den Schooß, streichelte und liebkos'te es, gab ihm Zucker, während das Thier, dankbar mit dem Schwanze wedelnd, es sich gefallen ließ. Ebenso war es an den folgenden Dienstagen. Als Anselm eines Tages die Beziehungen zwischen Minut und Sylvia zu seinen Zwecken für intim genug hielt, ließ er bei ihrem Weggehen sorgfältig die Thür etwas offen. Dann lockte er seine Hündin, jagte sie seiner Geliebten nach und rief, sich vergnügt die Hände reibend: „Jetzt hab' ich sie — doch überlassen wir Nichts dem Zufall.“

XV.

Am folgenden Dienstag brachte Sylvia, wie Anselm erwartet, Minut zurück. — „Hättest Du wohl geglaubt, daß diese arme Minut mir folgen würde?“ fragte sie ihn.

„Ich, der ich sie verloren glaubte!“ sagte Anselm mit scheinheiligem Gesicht.

„Etwa hundert Schritt von hier,“ erzählte Sylvia, „höre ich hinter mir bellen, ein Thierchen läuft zwischen meinen Beinen, ich erkenne es . . .“

„Ah!“ unterbrach sie Anselm, „Deine Gesellschaft zog es der meinigen vor.“

„Ich möchte es wohl haben,“ sagte Sylvia.

Sylvia war an diesem Tage sehr ruhig, was Anselm zu der Vermuthung brachte, daß sie ihm mißtraue. Der Pudel indessen, erfreut, seine Gefährtin wieder gefunden zu haben, feierte diesen Tag. Er durchlief mit ihr das ganze Zimmer und ließ spielend sich von ihr in Ohr und Füße beißen. Endlich ging Sylvia und Minut,

welche sie von Anselm zum Geschenk erhalten, folgte ihr. Kaum war sie fort, so wechselte Anselm seine Kleidung, ohne sich jedoch zu beeilen. Beim Hinausgehen rief er seinen Pudel, der vor Freude vor ihm in die Höhe sprang und dann ihm vorauseilte.

Sylvia war ihrem Geliebten fast um eine halbe Stunde voraus. „Wenn sie nur nicht Minut unter den Arm genommen," sagte er zu sich. „Glücklicher Weise ist das Pflaster trocken." Sein Hund lief, ausgelassen über die ihm gewordene Freiheit, den Weg wohl drei Mal hin und her und bellte laut vor Freuden. Anselm hatte ihn jedoch nicht zum Vergnügen mitgenommen. Er rief ihn zu sich und sagte zu ihm im sanften Tone: „Minut, wo ist Minut?" Der Hund lief überall schnüffelnd umher und endlich verfolgte er, die Nase auf das Trottoir haltend, einen bestimmten Weg. Anselm athmete auf.

Der Pudel schlug denselben Weg ein, den der Dichter vor drei Wochen gemacht. Er ging durch die Rue d'Assas, wendete sich rechts in die Rue du Cherche Midi, und bog dann, immer die Spur verfolgend, in die Rue des Saint-Pères. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, sah seinen Herrn fragend an und verfolgte seine Spur weiter. „Ob wir wohl wieder in die Rue Choiseul kommen?" fragte sich Anselm.

Der Pudel ging immer weiter, doch an der Ecke der Rue de Lille verkürzte er seinen Schritt, blieb stehen und blickte traurig von einer Seite zur andern. Er hatte

die Spur verloren. „Such', such', mein guter Hund!" sagte Anselm. Der Pudel schnüffelte eine Zeit lang auf dem Straßenpflaster umher, und dicht an die Häuser sich quetschend, ging er rechts in die Rue de Lille. „Oh, oh, wir scheinen auf gutem Wege zu sein!" sagte Anselm zu sich.

Plötzlich blieb der Hund vor dem Hause Nr. 135 zögernd stehen. Doch nachdem er einige Male umhergegangen, ging er auf die verschlossene Thür los, beschnüffelte die Thürschwelle und stieß ein Freudengeheul aus.

Es war Nacht, wenige Menschen bewegten sich jetzt noch auf dem Trottoir; Anselm sprach noch einmal den Namen Minut aus, und der Hund bellte sofort wieder. Anselm legte ihm den Maulkorb an und brachte ihn so zum Schweigen. Er streckte seine Hand nach dem Thürpocher aus, ließ dann aber seinen Arm wieder sinken, als ihm die Drohungen Sylvia's einfielen. „Sie wagt ihr Leben," sagte er sich. Anselm empfand beinahe über das, was er bis jetzt gethan, Gewissensbisse, und blieb gedankenvoll eine Zeit lang, die Stirn an die Thür gelehnt, stehen.

Er ging über den Straßendamm, um sich das Haus von der gegenüberliegenden Seite ganz genau anzusehen. Es war drei Stock hoch und hatte sechs Fenster Front. In der ersten Etage waren alle Fenster, wie wenn die Wohnung leer stände, dicht mit Laden geschlossen. In den beiden anderen Etagen schimmerte das Licht in einigen

Fenstern durch die dünnen Vorhänge. „Wie erfahren, in welcher Etage sie wohnt?“ fragte sich Anselm. In der Furcht, seine Geliebte zu kompromittiren, wagte er weder den Portier noch die herumwohnenden Kaufleute zu fragen. Lange Zeit stand er und schaute unverwandt nach den erleuchteten Fenstern, doch wollte auf den Vorhängen kein Schatten erscheinen. Endlich ging er mit seinem Pudel, da er keinen Grund hatte, sich zu beeilen, langsam nach Hause.

XVI.

Anselm dachte an den beiden folgenden Tagen sehr viel nach. Bei Tage wagte er aus Furcht, von Sylvia bemerkt zu werden, nicht die Rue de Lille zu passiren, des Abends jedoch verweilte er dort und verwandte kein Auge von den Fenstern des Hauses Nummer 135, ohne irgend Etwas zu entdecken. An den Fenstern der dritten Etage zeichneten sich öfters auf den Vorhängen die Schatten von Frauen und Kindern ab, doch Wuchs und Haltung dieser Frauen erinnerten ihn durchaus nicht an die angeborene Grazie Sylvia's. „Und dann," sagte sich Anselm, indem er an die jungfräuliche Schönheit seiner Geliebten dachte, „kann sie nicht Familienmutter sein." In der zweiten Etage hatte er nie etwas bemerkt. In der That waren dort die Vorhänge beständig herabgelassen und ließen kaum einen Lichtstrahl hineindringen. Als Anselm am Abend des zweiten Tages nicht wußte, was er thun sollte und mit sich wegen seiner Zaghaftigkeit zankte, kletterte Polemon plötzlich, müde mit den

Pantoffeln zu spielen, mit Hilfe seiner Füße und Hände an einer der Säulen in die Höhe; oben angekommen, promenirte er auf dem sehr schmalen Fries so ruhig, als ob er eine weite Fläche unter seinen Füßen hätte, dann plötzlich ohne sichtbaren Grund vor Freude aufschreiend, sprang er auf eine zehn Fuß tiefer hängende Laterne, welche sich unter der Last seines Körpers drehte; dann schwang er sich, gleichsam um seinem Herrn eine äußerste Probe seiner Geschicklichkeit zu geben, auf den Kopf des Buddha und ging von dort in seinem Käfig, wo er sich hinkauerte und an seinen Schwanz, den er mit beiden Händen erfaßt hatte, zu kauen anfing.

„Wenn ich die Geschicklichkeit meines Affen besäße!" sagte Anselm neidisch. Plötzlich sprang er auf, schlug sich vor die Stirn, schellte nach Anaxagoras und befahl ihm ein Seil zu kaufen.

Am selben Abend um 11 Uhr ging Anselm aus, indem er seinen Pudel am Fußende seines Bettes schlafen ließ, Polemon aber unter seinen Arm nahm. In der Tasche hatte er das Seil. Unterwegs steckte der Affe, dem die Promenade sehr ungewohnt war, aus den Falten des Mantels seines Herren sehr neugierig seinen Kopf hervor und blickte mit unruhigem Erstaunen um sich. Anselm lenkte seine Schritte nach Sylvia's Wohnung. Als er vor dem Hause angelangt, warf er einen forschenden Blick durch die Straße und sah, daß sie menschenleer war. Er befestigte das Seil darauf an

Polemons Gürtel und setzte ihn an die Dachrinne. Der Affe, welchem das Aufsteigen sehr leicht wurde, kletterte zur größten Zufriedenheit Anselms in die Höhe.

Als der Affe in Höhe der ersten Etage war, hielt er inne, und der Dichter zog am Seil. Polemon kletterte sogleich am Gesimse weiter, guckte neugierig in die geschlossenen Fenster, und da er durchaus nichts Interessantes zu bemerken schien, denn es braunte in den Gemächern kein Licht, sah er seinen Herrn bittend an, als ob er ihm Vorwürfe machen wollte, daß er ihn des Vergnügens beraubte, im hellen Schein des Mondes spazieren zu gehn. Die Straße war immer noch einsam. Anselm zog das Seil nach der Seite der Wasserrinne, um Polemon dorthin zurückzuführen. Polemon gehorchte und setzte seine Promenade an der Rinne fort.

Dasselbe Manöver wiederholte er bei der zweiten Etage. Doch amüsirte er sich hier besser. Die Fensterladen waren, wie gewöhnlich, geöffnet und das kluge Thier machte alle Anstrengungen, um durch die dünnen Vorhänge in die hell erleuchteten Zimmer zu sehen. Doch schien er Nichts zu erkennen, denn er lief von Fenster zu Fenster, immerwährend suchend. Als er endlich das letzte Fenster nach rechts erreichte, drückte er sein Auge dicht an das Fenster und äußerte Zeichen der größten Freude. Er richtete sich auf, duckte sich nieder, kehrte sich nach seinem-Herrn um und stieß ein bald lautes bald leises Geschrei aus. Anselm glaubte ihn zu verstehen.

So sehr er nun aber auch am Seile zog, wollte es ihm dennoch nicht gelingen, den Affen vom Fenster zu entfernen, indem er sich am Fenstersims festklammerte und laut schrie.

In diesem Augenblick erschien auf der andern Seite ein Polizeisergeant, der in seinen Mantel, unter welchem sein Schleppsäbel hervorglänzte, fest eingehüllt, das Caskett etwas auf das linke Ohr gedrückt, langsam einherschritt. Anselm ließ sogleich, aus Furcht, in seinen nächtlichen Versuchen gestört zu werden, das Seil los, nahm, um sich ein recht unbefangenes Aussehen zu geben, aus seiner Tasche ein Cigarrenetui und strich an der Mauer ein Schwefelholz an. Der Polizist kam über die Straße; Hatte er etwa Argwohn? Er schritt bei Anselm vorbei. Als er jedoch unter Sylvia's Fenster kam, schlug das Seil, welches der Affe hin und her bewegte, an seine Nase. Aergerlich hierüber ergriff er das Seil und zog mit aller Macht daran. Polemon, hierüber überrascht, verlor das Gleichgewicht, und stürzte unter großem Geschrei auf die Schultern des Sergeanten, im Fallen ihm noch das Caskett vom Kopfe reißend.

XVII.

Anselm stürzte erschrocken auf seinen Affen los, während der Wächter der öffentlichen Ordnung sein Caskett vom Boden aufnahm. Der Dichter hatte Polemon schnell von dem Seile befreit und verbarg ihn unter dem Arm. Das unglückliche Thier zitterte an allen Gliedern und sein kleines Herz pochte heftig an die Brust seines Gebieters. Doch empfand der Polizeisergeant den Scherz sehr übel. Er faßte Anselm beim Kragen, und wie ein Besessener fluchend, befahl er ihm zum Polizeibureau zu folgen.

Anselm wollte dies nur unter der Bedingung thun, daß man ihn losließe. Der Sergeant willfahrte dieser Bitte nicht. Er faßte seinen Delinquenten beim Arm und zog ihn, immer in den Schnurrbart fluchend, hinter sich her. Anselm gewann kaum so viel Zeit, um noch einen Blick nach Sylvia's Fenster zu werfen. Es war noch immer erleuchtet, doch zeigte sich kein Schatten an den Vorhängen. Man mußte glauben, Sylvia habe nichts gehört.

Auf dem Wege versuchte Anselm den Sergeanten mittelst einiger Goldstücke zu bestechen. Doch dieser behandelte ihn immer übler, indem er ihn für einen Verschwörer hielt. Der Poet schickte sich daher geduldig in seine Lage.

Glücklicherweise war der Polizeilieutenant etwas umgänglicher, als der Sergeant. Beim ersten Anblick sah Anselm ein liebenswürdiges, liberales Gesicht, aus welchem er sofort einige schwache Seiten herauslas. Das ermuthigte ihn. — „Wollen Sie alle Anwesenden entfernen," hub er an, „so will ich Ihnen meine Geschichte erzählen."

Der Lieutenant entfernte seine Untergebenen, und Anselm, der seinen Affen auf den Tisch gesetzt hatte, fing an zu erzählen:

„Mein Herr, ich freue mich, einem Manne gegenüber zu stehen, der mich sicher nicht verrathen wird. Es handelt sich hier weder um einen Diebstahl, noch um eine Verschwörung. Ich liebe eine Dame, welche in der Rue de Lille Nr. 135 wohnt. Diese Dame ist verheirathet und ihr Gemahl im höchsten Grade eifersüchtig. Wir sind, um uns nur zu sehen, zu den größten Anstrengungen gezwungen. Selbst sogar mit einander zu correspondiren, wird uns in jeder Weise erschwert. Die Post können wir nicht benutzen, ebensowenig können wir unsere Billets-doux durch unsere Dienerschaft wechseln. Ich habe nun ein ebenso einfaches, wie unschuldiges Mittel erdacht, um dem Uebel-

stande, meine schöne Freundin zu compromittiren, und dem noch viel größeren, ihre schriftlichen Herzensergießungen entbehren zu müssen, abzuhelfen. Jeden Abend legt sie einen Brief vor das Fenster; mein Affe holt diesen Brief und legt einen andern dafür hin. Meine Freundin nimmt, während ihr Gatte noch schläft, den Brief von da weg."

„Trefflich ausgedacht!" rief der Polizeilieutenant, „das Thier ist ja reizend!" Er liebkos'te Polemon, der sich mit einem Federkiel beschäftigte. Polemon producirte, um den Beamten noch vollends zu bestechen, einige seiner possirlichsten lächerlichen Bewegungen auf dem Tisch. — „In welcher Etage wohnt die Dame Ihres Herzens?" fragte der Lieutenant lachend weiter. Anselm wollte schon die erste nennen, doch erinnerte er sich noch zu rechter Zeit, daß dieselbe unbewohnt sei. Er sagte also: „In der dritten."

„Nun muß ich Sie noch um Ihren Namen bitten, mein Herr!" fuhr der Offizier fort. „Anselm Schanfara," antwortete der Dichter bescheiden. Die Höflichkeit des Beamten wollte nach diesen Worten kein Ende finden. — „Wie, Sie sind also der Mann, der vor etwa zwei Monaten in den Spalten der Union ein so reizendes Gedicht veröffentlichte?" Anselm hätte, wenn der Mann nicht so ernst gewesen wäre, geglaubt, er halte ihn zum Narren. — „Wie schade ist es, daß dem Gedicht ein geeigneter Schluß fehlt!" fuhr der Lieutenant fort. — „Nun, der könnte vielleicht bald gefunden werden!" murmelte Anselm vor sich hin.

„Es steht Ihnen frei, zu gehen,“ sagte endlich der Polizeilieutenant. „Ich bin glücklich, die Bekanntschaft eines so bedeutenden Talentes gemacht zu haben.“

Anselm ging, bis an die Thür seiner Wohnung von dem Sergeanten begleitet, der seine Identität feststellen sollte. Tags darauf lieferte dieser gute Polizeilieutenant an die Präfektur ein Aktenstück ab, in welchem gesagt wurde, daß ein gewisser Anselm Schanfara, Schriftsteller, eine heimliche Liebschaft mit einer Madame Tuberkulus unterhielte, die 40 Jahre alt, Mutter mehrerer Kinder, in der Rue de Lille Nr. 135 wohnt. Er fügte diesem skandalösen Bericht sogar hinzu, daß der Dichter mit seiner Geliebten eine Korrespondenz durch Vermittelung seines Affen unterhielte.

XVIII.

Als Sylvia am nächsten Dienstag nicht kam, war Anselm darüber wenig beunruhigt. „Diesmal kann sie mir nicht entgehen," sagte er zu sich selbst. Fest entschlossen, Alles aufzubieten, um seiner unerträglichen Lage ein Ende zu machen, ging er folgenden Tages in die Rue de Lille. Als er jedoch vor dem Hause seiner Geliebten angekommen, erfaßte ein jäher Schmerz sein Herz. Die Fenstervorhänge waren verschwunden, und die Fenster fest geschlossen, so daß die Wohnung den Anblick der Verlassenheit darbot. Anselm stürzte auf die Thür zu. Ein altes gebrechliches Männchen fegte den Hof, ein Liedchen von Béranger vor sich hin summend; es war der Portier. Anselm zog ihn bei Seite.

„Wollen Sie sich ein Dreißigfrankenstück verdienen?" fragte er ihn. Der Andere lächelte mit verschmitzter Miene. „Nehmen Sie hier!" sagte Anselm und ließ ihm fünf Louisd'ors in die Hand gleiten, indem er sprach: „Sagen Sie mir, wer in der zweiten Etage wohnt."

Bei dieser Frage richtete der alte Mann sein Haupt plötzlich in die Höhe, und Anselm groß ansehend, murmelte er vor sich hin: „Ganz wie ich erwartet habe.“

„Schnell, schnell, den Namen!“ wiederholte Anselm ungeduldig.

„Den Namen, den Namen!“ sagte der Thürschließer in sichtlicher Verlegenheit. Endlich sagte er, kurz entschlossen: „Madame Polemon.“

„Madame Polemon!“ rief Anselm im Zorn. „Elender, wollen Sie sich über mich lustig machen?“

„Nein, nein, mein Herr, das will ich durchaus nicht. Seit drei Monaten wohnte diese Dame hier, und wurde von Jedermann so genannt.“

„Das ist ein schlechter Scherz,“ sagte Anselm zu sich. „Wo wohnt sie jetzt?“

„Das weiß ich nicht, mein Herr!“

„Was, das wissen Sie nicht, Sie Lump?“

„Nein, mein Herr. Die Dame hat gestern das Haus verlassen, ohne irgend Jemand ihre neue Wohnung anzugeben.“

„Da habe ich es nun!“ schrie der Poet vor Wuth. „Während ich sie erwartete, ist sie abgereis't. Sie hat den Tag unsers Rendezvous gewählt, damit sie sicherer ist, daß ich sie nicht bemerke. Wohin werden Sie ihre Briefe adressiren?“ fragte er weiter.

„Nach den uns zugegangenen Befehlen werden wir sie auf der Post liegen lassen.“

Anselm war verwirrt. Er versuchte indessen nochmals, dem Portier ein Bekenntniß abzuringen, doch war seine Mühe vollständig unnütz. Das Einzige, was er erfahren konnte, war, daß Sylvia, als sie angezeigt, daß sie eine längere Reise antrete, ihre Miethe bezahlt und ihre Möbel an einen Tapezirer verkauft hatte, der sie an demselben Tage noch abholte.

„Wo hatte sie vorher gewohnt, bevor sie das Quartier bezog?“ fragte Anselm ganz mechanisch.

„Ich weiß es nicht, mein Herr!“

„Hat es ihre Dienerschaft denn nicht verrathen?“

„Nein, mein Herr!“

Als Anselm einsah, daß er mit Hilfe des Portiers seine Geliebte nicht wiederfinden konnte, wollte er denn doch wenigstens seine Neugierde, die er trotz seines Schmerzes empfand, befriedigen.

Er stand tief in Gedanken versunken, während der Greis ihn von der Seite ansah. „Empfing denn die Dame viel Besuche von Herren? — War sie verheirathet?“

Bei diesen Worten wich der Portier, als ob er glaubte, der Dichter werde ihn schlagen, einen Schritt zurück und stellte seinen Besen vor sich: „Oho, mein Herr!“ schrie er entrüstet. „Wissen Sie, daß ich Ihnen gar nicht Rede und Antwort zu stehen brauche! Da haben Sie etwas für Ihre Narrheit!“

„Wie, für meine Narrheit!“ sagte Anselm erröthend.

Der Portier drückte sich von der Seite in seine Loge, seinen Besen wie eine Hellebarde vor sich haltend. „Ja, ja, man hat uns das schon vorher gesagt.“

„Ah, Sie sind selbst ein Narr!“

„Nein, nein, mein guter Herr, ich bin kein Narr; doch weiß ich, daß Sie einer sind. Darüber brauchen Sie durchaus nicht zornig zu werden.“

„Brutaler Mensch! Sehen Sie denn nicht, daß ich ganz vernünftig bin!“ schrie Anselm, während ihm die Augen vor Wuth aus dem Kopfe quollen.

Der Portier war an der Thür seiner Loge, er öffnete sie schnell und schloß sie mit dem Riegel hinter sich.

Anselm merkte mit Entrüstung, daß Sylvia, um seinen Nachforschungen zu entgehen, ihn für einen Narren ausgegeben hatte; er klopfte mit geschlossener Faust gegen die Thür der Loge, als er plötzlich eine grobe Stimme hinter sich hörte: „Was mein Herr! machen Sie wieder solchen Lärm?“

Er erkannte den Polizeisergeanten, dessen Anwesenheit seinen Zorn nur noch erhöhte. „Ach, mein Lieber, lassen Sie mich in Frieden; heute habe ich meinen Affen nicht mit.“

„Das ist kein Grund, um die Vorübergehenden zu stören,“ fuhr der Sergeant fort. „Hören Sie auf, an die Thür zu klopfen.“

„So lassen Sie dieselbe öffnen.“

Der Sergeant gab dem Portier ein Zeichen durch

das Fenster und verhandelte mit ihm. „Sie will ich wohl eintreten lassen, doch nicht jenen Herrn, der mich schlagen würde.“

„Sie hören es. Machen Sie nun, daß Sie fortkommen!“ sagte der Sergeant zu Anselm.

Anselm ballte die Faust vor Wuth, und ging nach dem Hof. Die beiden Männer unterhielten sich eine Zeit lang heimlich. Als ihre Unterhaltung beendet war, verbarrikadirte sich der Portier von Neuem in seiner Loge, und der Sergeant hielt es, nachdem er sich einen vorübergehenden Kameraden zur Hilfe gerufen, für seine Pflicht, Anselm zum zweiten Male zu arretiren.

„Wohin führen Sie mich?“ fragte der Poet.

„In Ihre Wohnung, mein Herr.“

„Doch ich will nicht nach Hause.“

„Aber Sie müssen, mein Herr. Also ohne Umstände, folgen Sie uns.“ — Sie schleppten ihn mit sich fort.

Auf dem Wege behandelten die beiden Polizisten Anselm mit Zuvorkommenheit, der sie in seinem Innern zum Teufel wünschte. Als sie in der Weststraße angekommen, überhäuften die beiden Wächter der öffentlichen Ordnung Anaxagoras mit zahlreichen Vorwürfen, während Anselm niedergeschlagen in sein Zimmer trat. — „Der junge Mann hat also keine Familie?“ fragten sie ihn. „Wie kann man ihn allein ausgehen lassen. Wahnsinnige dürfen nicht auf offener Straße umherlaufen, das hätten Sie wissen müssen.“

„Oh, meine Herren!“ antwortete der über dies Abenteuer entzückte Diener, „mein armer Herr ist nicht böse, nur behandelt er mich in seiner Verrücktheit nicht zum Besten. Nicht allein, daß er in einem Treibhaus wohnt und sich wie ein Chinese kleidet, sondern er hat auch einen Affen und einen Hund zur Gesellschaft. Denken Sie sich nur, mich nennt er Anaxagoras.“

„Ueberwachen Sie ihn also,“ sagten die Polizeisergeanten und gingen fort.

Am selben Tage wurde den Acten Anselms auf der Präfectur hinzugefügt, daß der Dichter verrückt wäre, daß sein Wahnsinn in Wuth ausarte, so bald man das Wort „Heirath“ ausspräche; und er hatte, natürlich ohne daß er es wußte, so oft er ausging drei Agenten auf seinen Fersen.

XIX.

Andern Tages ging Anselm, als er nicht wußte, was er beginnen sollte, in das Redactionsbureau der Union und bat um die Erlaubniß, die Abonnentenlisten durchblättern zu dürfen. Als er aber den Namen Madame Polemon mit deutlichen Buchstaben geschrieben fand, hatte er einen wirklichen Anfall von Wahnsinn. „Das ist zum toll werden;" rief er. In Bezug auf die Adresse Sylvia's stand neben dem Namen: post restante abzugeben. „Sie hat Paris also noch nicht verlassen!" sagte Anselm zu sich. „Trefflich! es giebt noch ein Mittel, sie wieder zu finden."

Er wollte sofort an das Werk gehen. Der neue Plan, den er entworfen, war einfach und leicht ausführbar; er bestand darin, sich in der Jean-Jacques-Rousseau-straße, an der Postausgabe als Wache aufzustellen, und so lange geduldig zu warten, bis Jemand käme, die Briefe für Sylvia abzuholen. „Vielleicht kommt Sylvia selber," dachte Anselm, „wenn nicht, so ist es doch ein

Leichtes, der Person, welche sie schicken wird, zu folgen. So werde ich also ihre neue Wohnung erfahren."

Am ersten Tage bezog er seinen Posten gerade, als die Post geöffnet wurde, er ließ die verschiedensten Personen an sich vorübergehen und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit nach jedem Namen, der ausgerufen wurde. Er hörte keinen, der ihn hätte interessiren können. Gegen Mittag, schon ermüdet von dem langen Stehen, hörte er den Beamten plötzlich sagen: „Hier die Briefe für Madame Polemon!" Diese Worte weckten ihn aus seinen Träumen, und als er sich umwendete, sah er, daß ein alter, hagerer Araber, mit gelbem Teint, weichem, spärlichen Bart die Briefe und Journale in Empfang nahm und sie unter sein Kleid verbarg. Er folgte ihm sofort, überlegend, wie er ihn bestechen sollte, doch wagte er nicht ihn anzusprechen, da er fürchtete, auch von diesem für wahnsinnig gehalten zu werden; kaum war jedoch der Araber auf den Posthof gekommen, als er sich auf ein prächtiges Berberroß schwang, das ein Knabe am Zügel hielt. Majestätisch, wie ein Pontifex, die beiden Hände auf den Knauf des türkischen Sattels gestützt, die Knieen gebogen, so ritt er aus dem Hofe. „Wenn ich nur einen Wagen fände!" sagte Anselm zu sich. Unglücklicher Weise war in der ganzen Umgegend keiner zu sehen. Doch folgte er dem Araber, der seinen Weg nach der Rue Montmartre einschlug. Als er bei der Ecke der Straße angekommen, hob er sich etwas im

Bügel und setzte sein Pferd in Trab. Anselm lief nach, immer nach einem Wagen suchend. In drei Minuten war der Reiter seinen Augen entschwunden.

Am andern Tage traf der Dichter seine Vorsichtsmaßregeln. Er brachte auf den Hof des Postgebäudes einen leichten Tilbury mit, der mit einem der besten Renner bespannt war. Der Araber kam, wie Tags zuvor, um Mittag, nahm die Briefe, bestieg sein Pferd und ritt vom Hofe. Anselm hatte sich beeilt; in einer Entfernung von zwanzig Schritten folgte er ihm. Diesmal nahm der Araber, ohne daß er von der Verfolgung am vorigen Tage etwas zu bemerken schien, seinen Weg ruhig durch die Rue Coquillière, Boulos, Croix des Petits-Champs und Rivoli. Beim Louvre ließ er sein Pferd kurzen Trab gehen, den er dann so steigerte, daß es Anselm unmöglich wurde, ihm in dem Gewühl von Wagen zu folgen. Auf dem Platz de la Concorde war der Tilbury schon mit zwei Fiakern zusammengefahren. Beim Einbiegen in die Champs-Elysée's fuhr er einen Invaliden über. Der Araber setzte sein Roß in gestreckten Galopp. Anselm konnte ihm nicht mehr folgen. Die Menge umringte ihn und stieß heftige Drohungen gegen ihn aus. Zwei Soldaten warfen sich in die Zügel des Pferdes und brachten den Wagen so zum stehen. Ein Polizeiagent frug Anselm nach seinem Namen. Der Invalide war zwar nicht sehr verletzt, doch schwur er, daß beide Räder des Tilbury über seine Beine

gegangen. Als Anselm ihn besänftigt hatte, war der Araber schon längst verschwunden.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten," dachte der Dichter. Tags darauf erschien er auf dem Posthofe auf einem feurigen Renner, die Reitpeitsche in der Hand und scharfe Sporen an den Füßen. Der Maure kam zur gewöhnlichen Stunde, nahm seine Briefe und entfernte sich. „Heute darf er mir nicht entgehen," sagte Anselm zu sich und schlug, dem Araber folgend, denselben Weg wie Tags vorher ein.

Alles ging Anfangs gut. Der Berber ging in leichtem, zierlichen Galopp voran, der Engländer folgte ihm. Als die beiden Pferde aber das schöne Pflaster der Rue de Rivoli unter ihren Füßen fühlten, schlugen sie ein etwas schnelleres Tempo ein. Plötzlich beim Einlenken in die Champs-Elysée's fing der Berberhengst zu galoppiren an, und zwar so, daß man hätte sagen können, er durchfliege den Raum.

Anselm fürchtete, den Araber, der ihm ein gutes Stück voraus war, aus den Augen zu verlieren, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte verhängten Zügels jenem nach; in zehn Sekunden hatte er ihn erreicht, in zehn anderen war er ihm voraus. Anselm zog den Zügel an, that Alles, um sein Pferd in einen ruhigern Gang zu bringen, doch umsonst. Man kann nicht behaupten, daß er den Kopf verlor, denn dazu hatte er keine Zeit. Die Gegenstände flogen mit einer so rapiden

Schnelligkeit an ihm vorüber, daß ihm schwindelte und er so außer Athem war, wie ein Hirsch, wenn er sechs Stunden gejagt. Als sein Vollblut endlich anhielt, fiel er herab auf die Erde, und der Araber war seinen Blicken entschwunden.

Der Dichter weinte vor Wuth. Man hob ihn auf. Gute Seelen wollten ihm mit Rath und That beistehen. Ein Arzt, der gleich bei der Hand war, entblößte seinen Arm und ließ ihm trotz seines Widerstrebens auf der Stelle zur Ader. Anselm empfand zwar einige Schmerzen, doch hatte er Nichts gebrochen. Eine abgeschundene Nasenspitze, ein gequetschter Arm und ein schmerzhaftes Knie waren das traurige Resultat seines Abenteuers. Er entschloß sich, daraus einen Vortheil zu ziehen. Er ließ in die „Union“ eine Annonce einrücken, welche seinen Sturz mit vielen Uebertreibungen darstellte und zum Schluß die Bemerkung enthielt, daß seine Freunde für sein Leben fürchteten.

XX.

Am folgenden Tage klopfte es an seine Thür. Er erhob sich mühsam von seinem Divan und hinkte zur Thür, um zu öffnen. Er wußte wohl, wer auf die Nachricht von seinem Unglück zu ihm kommen würde. In der That stürzte Sylvia in seine Arme, welche er mit einem Ausdruck wildester Freude in das Zimmer zog. „Jetzt darfst Du nicht mehr von hier fort!“ rief er und überhäufte sie mit Liebkosungen. Doch Sylvia wurde, als sie nach dem ersten Augenblick der Ueberraschung gesehen, daß er viel weniger krank sei, als im Journal erzählt war, sogleich kalt wie eine Marmorstatue. Ihre Augen funkelten und die sonst so heitere Stirn zog sich in großen Falten zusammen. Als der Hund kam, ihr die Hände zu lecken, stieß sie ihn heftig zurück; Polemon, der ihr seine schönsten Späße vormachte, bekam einen Stoß von ihrem kleinen Fuß, daß er zehn Schritte davonflog; zugleich entzog sie sich der Umarmung Anselms.

„Ihr seid alle drei recht elend!“ sagte sie.

Der Hund und der Affe verkrochen sich in einem Winkel, während Anselm gebeugten Kopfes stehen blieb.

„Sie sehen mich heute zum letzten Male,“ fuhr Sylvia fort. „Sie haben uns getrennt. Ich habe es im Voraus geahnt; Sie haben sich zu sehr um mich und meine Angelegenheiten bekümmert! Was ich vorausgesehen, ist jetzt eingetroffen.“ — Als Anselm noch immer unbeweglich und schweigsam blieb, fuhr sie fort: „Was können Sie zu Ihrer Rechtfertigung anführen? Ich erwählte Sie zu meinem Geliebten, gehörte Ihnen aber nun auch mein Leben? Wer gab Ihnen das Recht, über mich zu disponiren, sich meiner Handlungen zu bemächtigen, mich auszuforschen, als ob Sie mein Gatte wären? O, die Männer sind alle gleich. Geliebt zu sein, das genügt ihnen nicht. Sie müssen Alles kennen, um Alles zu besitzen, um Alles nach ihren Launen zu lenken. Die Unabhängigkeit des Weibes, das so schwach ist, sich ihnen hinzugeben, verletzt und ärgert sie. Wenn man ihnen gewährte, sie würden uns endlich die Luft zum Athmen zumessen. O, Ihr eingebildeten Männer, wie schlecht und dumm seid Ihr! Was können Sie dagegen sagen?“

„Wenn ich Dich verfolgte, so ist das Deine Schuld,“ erwiederte Anselm endlich. „Warum hattest Du so wenig Vertrauen zu mir?“

„Wodurch hätten Sie sich meines Vertrauens würdig gemacht? Wenn Sie ein wenig erfinderisches Genie an

den Tag gelegt, so würde ich Ihnen mein Geheimniß anvertraut haben. Denken Sie, ich hätte Sie das erste Mal nicht dicht hinter mir bemerkt? Damals war ich jedoch nachsichtig. Ich begnügte mich, Sie durch eine vierzehntägige Trennung zu bestrafen; Vorwürfe aber habe ich Ihnen nicht gemacht. Ich dachte, daß Sie die Niedrigkeit Ihrer Handlungsweise einsehen und bereuen würden. Eine Frau auszuforschen! Doch nein ....."

„Warum hast Du mich für einen Wahnsinnigen ausgegeben?" fragte Anselm weiter.

„Nun, sind Sie es denn nicht?" fuhr Sylvia fort. „Ueberlegen Sie einmal. Sie leben in Paris, wie man etwa in China lebt. Zwei Bestien sind Ihre einzige Gesellschaft. Sie handeln dem entschieden entgegen, was andere Leute thun. Für ein Nichts — so sagen Sie wenigstens — würden Sie Feuer in alle vier Weltgegenden tragen. Ueber Ehe, Gesetz, Gewohnheiten, über Alles urtheilen Sie, als ob der liebe Gott Ihnen allein ein Privilegium auf die Weisheit gegeben hätte. Kann ein solches Betragen etwa Vertrauen einflößen? Ich bin vollständig damit einverstanden, daß der Mann die Frau beherrscht, doch unter der einen Bedingung, daß er sie seine geistige Ueberlegenheit fühlen läßt. Ich begreife, daß zu Ihrer Kunst Phantasie gehört, doch nie kann sie auf das Leben einen solchen Einfluß üben, daß es, gelinde gesagt, bizarr genannt werden muß. Sie werden mir sagen: Byron ging mit seinem Bären in das Thea-

ter. Ich antworte Ihnen: Man muß Byron in der Großartigkeit seiner Werke nachahmen, nicht in seinen Schwächen. Es scheint mir endlich, daß man einen Abscheu vor dem Gemeinen haben kann und doch ein einfaches ruhiges Leben führen. Wenn ein solcher Mensch auch Verdienste hätte, er wird sich den Anderen, denen, welche Sie „Philister" nennen, durch irgend etwas überdrüssig machen. Nähern Sie sich diesen, entsagen Sie der Gehaltlosigkeit Ihrer Amüsements."

Hier machte Anselm eine heftige abwehrende Bewegung, doch Sylvia ließ ihm keine Zeit zum Sprechen.

„Sie lieben endlich ein Weib," fuhr sie fort; „Sie sagen es wenigstens. Sie liebt Sie; sie hat Ihnen unabweisliche Proben ihrer Liebe gegeben. Sie hat Sie in Nichts gestört; sie ließ Ihnen freie Hand. Sie kümmerte sich nicht um Ihre Gewohnheiten. Sie hat keinen glänzenden Verstand; sie kümmerte sich nicht um Ihre Geldangelegenheiten. Sie wühlte nicht in Ihren Kisten und Koffern umher. Sie hat niemals Nervenanfälle. Sie ist, wie Sie ferner sagen, schön. Sie hält Sie nicht in verächtlicher Entfernung; sie ist weder eine Kokette, noch ein Engel. Sie umgiebt sich endlich mit einem tiefen Dunkel; in ihrem Leben giebt es ein großes Geheimniß. Wie ein einfältiges Kind, welches seinen Joujou zerbricht, um zu sehen, was inwendig ist, riskiren Sie, jenes Weib zu verlieren, um ihren Namen zu erfahren. Glauben Sie etwa, daß ich das Gebell des Hundes unter

meinem Fenster und das Freudengeschrei Ihres Affen nicht gehört hätte? Es scheint, als ob Sie meine Spur wie die eines Thieres verfolgten. Nun, handelt so ein vernünftiger Mann, oder ist er wahnsinnig?"

Während dieser Rede streckten ab und zu der Hund oder der Affe die Köpfe furchtsam aus der Thür ihres Käfigs hervor. Sobald sie Sylvia aber immer noch erregt sahen, zogen sie sich schnell zurück. Anselm, traurig wie seine Thiere, fand keine Worte, um zu antworten. Sylvia fuhr endlich mit einem etwas liebevollern Blicke fort:

„Warum haben Sie mir solchen Kummer bereitet! Mich, die Sie angeblich von ganzer Seele geliebt, machen Sie unglücklich."

„O nein, Sylvia!" rief Anselm, „sprich nicht so, „wenn Du mich nicht tödten willst."

„Ja, ich muß davon sprechen, denn gerade dieses verdient den größten Vorwurf in Ihrer Handlungsweise."

„Sei wieder gut und sprich nicht mehr davon. Ich bin genug bestraft. Man hat mich mit meinem Affen arretirt. Man hat mich für wahnsinnig gehalten, mich nach Hause geführt und mich vor meinem Diener blamirt. Ich mußte Dich von einem Elenden verfolgt sehen, ohne Dich von ihm befreien zu können. Ich mußte das Geschwätz eines Ladendieners hören, der mir seine Waaren anpries und mich 300 Thaler für einen orangefarbenen Shawl zahlen ließ. Ich mußte vierzehn Tage leben, ohne Dich zu sehen. Ich habe ein Gedicht geschrieben,

das mich von meinen Freunden getrennt, da ich mit demselben mich zu einer andern Schule bekannte. Ich habe stundenlang auf dem Posthofe gestanden. Ich habe den Araber dreimal verfolgt, zwei Fiaker zertrümmert und einen Invaliden übergefahren. Ich habe ein Pferd für 8000 Frcs. gekauft. Es hat mich abgesetzt, ein Arzt hat mich gewaltsam zur Ader gelassen, ich habe mir die Nase zerschunden . . ."

Sylvia konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Sofort kamen der Affe und der Hund aus ihren Käfigen hervorgekrochen; der Affe faßte den Hund mit beiden Händen bei dem Schwanz und drehte ihn im Kreise herum. Anselm wollte auf seine Geliebte zustürzen, um sie zu umarmen, doch sie hielt ihn zurück und nahm wieder ihre ernste Miene an.

„Nein, das ist nicht mehr möglich," sagte sie. „Ich würde mich zu vielen Unannehmlichkeiten aussetzen. Ich würde niemals das Gefühl der Sicherheit haben und würde nicht mehr schlafen können. Jeden Tag würde ich mir sagen: Er verfolgt mich noch! Nur in Verbindung mit Ruhe kann das Glück existiren. Sie haben die meinige zerstört."

„Ach, Sylvia!" sagte Anselm bekümmert. „Ich sehe wohl, Du bist verheirathet. Ein Anderer . . ."

„Und wenn ich es wäre?" sagte Sylvia mit erhobenem Haupte. „Haben Sie ein Recht, es mir vorzuwerfen?"

„Nein, unter jeder Bedingung mußt Du mir verzeihen. Was soll ich thun, damit Du mir verzeihst?“

Sylvia widerstand noch eine Zeit lang seinen Bitten. Endlich, nachdem Anselm geschworen, daß er seine Fehler durch einen musterhaften Gehorsam wieder gut machen wolle, verzieh ihm Sylvia unter Thränen. Sie fragte ihn: „Denkst Du denn, ich hätte es nicht nöthig, mich vor Dir zu verbergen? Ich muß es thun. Wenn Du wüßtest, wenn Du wissen könntest, was mich dazu zwingt, so würdest Du mich beklagen.“ Sie trocknete ihre Thränen, und Anselm, welcher sich schwach fühlte, so einem Weibe nachzugeben, wandte seufzend sein Haupt.

XXI.

Nach diesem Tage ging in Anselm's Innern eine plötzliche Aenderung vor. Die Lehre, welche er empfangen, war hart, und die Furcht, Sylvia zu verlieren, beherrschte ihn so, daß er in der Erfüllung seiner Pflicht und seines Versprechens zu weit ging. Jede elegant gekleidete Dame floh er auf der Straße; vornehmlich waren die Brünetten für ihn Gegenstand des Schreckens; er schloß die Augen, um sie nicht zu sehen. Gleichzeitig dachte er darüber nach, was in seiner Lebensweise, in seinen Gewohnheiten wohl seiner Geliebten mißfallen könnte. In der Hoffnung, ihr eine Freude zu bereiten, wurde er plötzlich ganz vernünftig und klug, indem er so ziemlich ganz seinen verkehrten Theorien entsagte; er beschäftigte sich mit der neueren Literatur statt mit den Weda's. Er fand Rousseau pittoresk, Racine amüsant, Casimir Delavigne erfinderisch, den Abbé Delille tief, Gustav Planche war für ihn ein großer Kritiker, Beranger ein großer Dichter und Fenelon ein Original.

Er sagte, daß er glaube, Scribe sei ein großer Mann. — „Zu eifrig, zu eifrig!“ sagte Sylvia oftmals mit weicher Stimme. — In seinen politischen Ansichten schloß er sich der gemäßigten Partei an, in der Moral machte er sich zum Anhänger des gewöhnlichen Systems und in der Religion stellte er sich auf die Seite Montalembert's und Fallour'. Alles, was gewöhnlich war, beeilte er sich, zur größten Verwunderung seiner Geliebten, zu loben.

Gleichzeitig änderte er auch die Namen seiner Umgebung: Anaxagoras wurde wieder Anatole genannt, Polemon Jocko gerufen und der Hund Azor getauft. Dann entfernte er alles Abenteuerliche aus seinem Zimmer, die Drachen und Laternen, aß statt Ingwer Beefsteak, verschnitt sich den Bart und vertauschte sein Manschukostüm mit einem schwarzen Anzug. In diesem, um den Hals eine enge Cravatte, mit gewichstem Schnurrbart, pomadisirten Haaren, so umgewandelt, stellte er sich eines Tages Sylvia vor, welche erschreckt aufschrie.

Doch rührte seine Absicht sie bis zu Thränen. — „Mein armer Anselm,“ sagte sie, „endlich sehe ich, daß Du mich wirklich liebst. Doch bitte ich Dich, nimm wieder Deine frühere Gestalt an. Jetzt siehst Du wie Jedermann aus. Ich habe Dich als Chinese lieber.“

XXII.

Anselm kehrte auf ihren Wunsch zu seinen frühern Gewohnheiten und Verkehrtheiten zurück, doch wurde er traurig, und ohne Sylvia zu quälen, ohne ihr einen Vorwurf zu machen, erschlaffte er. Die Monotonie hatte ihn bei den Haaren gefaßt und ließ ihm keinen Augenblick Ruhe. Sylvia bemerkte diese neue Umwandlung mit einer Art innerer Genugthuung. Die Frauen constatiren gar zu gern die Einwirkungen ihrer Macht auf die Männer, selbst wenn diese Eindrücke jämmerlicher Natur sind. Da sie nichtsdestoweniger sehr liebevoll war, so wurde sie auch viel zärtlicher und aufmerksamer. Sie kam öfter zu Anselm. Sie verbrachte ganze Tage bei ihm, indem sie sich für seine Studien und Arbeiten interessirte, sie gewissermaßen leitete und der Seele des Poeten etwas von ihrem zarten und heimlich spöttischen Charakter mittheilte. Doch alle diese Zuvorkommenheiten Sylvia's, selbst ihre öfteren Besuche, genügten Anselm nicht. Sein Glück war getrübt und diese Trübsal ward mit jedem Tage größer. Die

Liebe, welche ihn vollständig beherrschte, reinigte seine Wünsche, und der junge Mann, welcher einen keuschen Blick in sich gethan, fürchtete die Wahrheit, welche er einst so sehr gesucht hatte, zu erkennen, und machte vergebliche Bemühungen, um seine Zweifel aufrecht zu erhalten. Bald erschien ihm das Geheimniß Sylvia's als ein schrecklich Ding, und er, der ehemalige Libertin, mußte sich gestehen, daß der Mann sehr unglücklich ist, der nicht weiß, ob er das geliebte Weib achten kann.

Seine Traurigkeit erreichte bald einen solchen Grad, daß Sylvia von ihrer Strenge nachlassen zu müssen glaubte. Sie theilte ihm mit, daß ein glückliches Ereigniß eingetreten sei, in Folge dessen sie mehr Freiheit gewonnen und welche sie benutzen wolle, in der Umgegend von Paris ein Landhäuschen zu miethen, damit sie ebenfalls ihren Geliebten öfters empfangen könnte. Doch mußte Anselm sich verpflichten, große Vorsicht zu gebrauchen, um ihren Ruf nicht blos zu stellen; überhaupt dürfe er sich nicht wundern, wenn ihm die Gewohnheiten ihres Hauses etwas fremdartig und mysteriös erschienen.

Sie wollte oder wagte noch nicht, ihm die Gründe ihrer Furcht zu enthüllen, sie bat ihn, sich zu gedulden. Er würde einst Alles erfahren und ihr dann ihr sonderbares Verfahren verzeihen. Anselm sah bei diesem halben Bekenntniß, aus dem er Nichts entnehmen konnte, mit liebevollem Auge zu ihr auf, vermochte jedoch vor Aufregung kein Wort zu erwiedern.

Indessen tröstete er sich nicht, und obwohl er nicht im Geringsten daran dachte, Jemand seinen Kummer mitzutheilen, so ließ er doch davon etwas in den Briefen fallen, welche er regelmäßig alle Woche an seinen Vater schrieb. Der gute Mann war darüber sehr bewegt. Er hatte nie den extravaganten Charakter seines Sohnes begreifen können; da er ihn jedoch glücklich wähnte, so beunruhigte er sich nicht wenig darüber. Seine frühzeitige Misanthropie betrübte ihn. Er fragte Anselm darüber aus und dieser antwortete ihm ausweichend. Er schlug ihm vor zu reisen oder sich zu verheirathen, welche beiden Vorschläge der Dichter mit einer entschiedenen Weigerung ablehnte. Endlich entschloß sich der Vater, mehr und mehr beunruhigt, um die Wahrheit zu erfahren, nach Paris zu reisen. Anselm versuchte nicht, ihm davon abzurathen, und sagte Sylvia, aus Furcht, daß sie Einwendungen machen könnte, kein Wort von der nahen Ankunft seines Vaters.

Da er ihn aber nicht bei sich einquartieren konnte, so suchte er in der Nähe seiner Wohnung ein Zimmer für den alten Herrn. Als er in der nächsten Umgebung kein passendes fand, so entschloß er sich, seine Wahl auf entferntere Gegenden auszudehnen. Es war dieses ein glücklicher Gedanke; denn gerade da, als er sehr entmuthigt war, mischte sich der Zufall in seine Angelegenheiten.

Eines Tages gegen Mittag hatte Anselm schon die Straße St. Dominique ihrer ganzen Länge nach durch-

streift und war ganz in die Nähe der Esplanade der Invaliden gekommen, nachdem er einige leere, wie auch einige bewohnte Zimmer besichtigt hatte; nach und nach hatte er das verfallene Logis einer Wittwe, das nach Moschus duftende eines Ludwigritters und das eines Beamten in Augenschein genommen, als sein Blick einen großen Aushängezettel mit der Inschrift: „Hier ist ein Zimmer zu vermiethen" traf. Er trat in das Haus, in welchem nach hinten hin sich ein kleiner Pavillon, im Style des letzten Jahrhunderts, mit hoher Decke, großen Fenstern und steinerner Treppe befand. Er verlangte ihn zu sehen. Auf dem Wege erzählte ihm die Thürschließerin, daß der Pavillon für jetzt noch bewohnt sei, doch binnen vierzehn Tagen zu beziehen wäre. Anselm folgte der Frau, ohne ein Wort zu erwiedern. In der ersten Etage angelangt, klingelte er, eine Kammerfrau öffnete und die Thürschließerin stieg wieder die Treppe hinab. Anselm betrachtete das mit verschwenderischer Pracht und reichen Tapeten ausgestattete Zimmer, in welchem nach orientalischer Sitte schwellende Divans an die Wand gelehnt standen. Er konnte sich nicht enthalten, vor einem schönen Portrait eines Greises in persischer Tracht, mit weißem wallenden Bart, stehen zu bleiben. Er war entzückt von dem Ausdruck der Sanftmuth und Toleranz, welche aus diesen Zügen sprachen, als plötzlich das Geflüster weiblicher Stimmen an sein Ohr drang. Die Stimmen gehörten der Kammerfrau, welche, nachdem sie den Vor=

hang zu dem Boudoir zur Seite geschoben, fragte, ob sie den Fremden eintreten lassen dürfe, und der Herrin, welche die Erlaubniß ertheilte.

Anselm war beim Hören dieser Stimmen erschreckt. Die Sprache eines Weibes hat selbst für einen Liebhaber etwas Sanftes und Anziehendes, und diejenige, welche die letzten Worte gesprochen, kam ihm bekannt vor. Indessen hob er nach Aufforderung der Kammerfrau die Portière des Boudoirs auf und trat in einen kleinen Raum, der von Oben bis Unten mit Cachemir tapeziert und mit einem Fenster, dessen verschlossener Laden kaum einen Lichtstrahl hineindringen ließ, versehen war. Anselm, welcher von Außen kam, mußte die Augen halb schließen und sah zu Anfangs fast gar Nichts. Endlich bemerkte er neben dem Fenster die Jacke einer Dame, dann ihre Hände, welche einen Knäuel Wolle aufwickelten. Diese Dame blieb schweigsam. Plötzlich riß der Wind eine von den Läden auf, so daß das Licht in das Zimmer drang. Anselm richtete seine Augen auf das Gesicht der jungen Dame; er stieß einen Schrei der Verwunderung aus; er hatte Sylvia erkannt.

Sofort erinnerte er sich der Drohung, welche sie ihm am Tage ihres ersten Zusammentreffens gemacht, und der er zu seinem großen Bedauern einst so thöricht getrotzt hatte. „Wenn Sie jemals zu erforschen versuchen, wer ich bin; wenn Sie sich, mögen Sie mich auf der Straße oder wo anders treffen, das Ansehn

geben, als ob Sie mich kennten, so sehen Sie mich nie wieder. Ich werde plötzlich verschwinden und Sie mich nie wiederfinden. Ich werde für Sie todt sein." Er beherrschte sich, stützte sich an die Wand und blieb, nachdem er sie gegrüßt, stehen, als ob er sich einer ihm ganz fremden Dame gegenüber befände.

Sie blickte ihn auch an, bleich, wie er, aber die Stirne in tiefe Falten gezogen; sie blieb unbeweglich. Endlich verstand sie den Schrecken ihres Geliebten, und sagte mit freundlicher, sanfter Stimme: „Seien Sie mir gegrüßt, Herr Anselm." — Dann gab sie ihrer Kammerfrau das Zeichen zum Gehen, und beide jungen Leute blieben allein in dem kleinen Zimmer, in welches durch den geöffneten Laden die Sonne ihre goldenen Strahlen sendete.

Anselm, welcher wie ein Kind zitterte, das in einem finstern Zimmer aus dem Schlaf erwacht, war auf einen Sessel gesunken. Er biß beide Lippen zusammen und machte die größten Anstrengungen, seinen Schreck zu verbergen. Endlich fand er ein Wort: „O Gott, ich verliere Dich, nicht wahr?"

„Was hast Du gethan?" rief Sylvia aus.

„Den Zufall trifft allein die Schuld," antwortete Anselm. „Ich suchte für meinen Vater, der nach Paris kommt, eine Wohnung."

„Ist das wahr?" fragte Sylvia hastig.

„O, zweifle nicht daran."

Einige Zeit blieben sie still gegenüber; Sylvia mit verdrießlicher Miene, ihren Geliebten scharf ansehend, um die innersten Gedanken seiner Seele zu erforschen. Endlich erhob sie sich, setzte sich auf einen Divan neben ihn, legte ihren Arm um seinen Hals und sagte: „Es ist aus! Wir können jetzt nicht mehr glücklich werden!“ Sie fing an bitterlich zu weinen.

„Sag' mir nur, warum?“ fragte Anselm weiter.

Sie hob den Kopf und sagte nur: „Es ist vorbei, vorbei!“

„Vertraue mir Dein Geheimniß an. Laß mich Dir helfen. Die Frauen übersehen oft etwas. Denke doch, daß ich Dich so innig liebe, daß ich selbst mein Leben für Dich hingeben könnte. Vielleicht kann ich Dir rathen. Ich kann Dich nicht verlieren, ohne zu wissen warum. Vielleicht kann ich alle Schwierigkeiten überwinden. Mein Glück, mein Blut, meinen Verstand, Alles will ich unserer Liebe weihen...“

„Halt, mein Geliebter,“ sagte Sylvia; „ich will Dir Alles sagen, verzeih', daß ich so lange damit gezögert habe. Es wäre besser gewesen, wenn der Zufall sich nicht gegen uns gewendet; doch muß man in diesem Leben Glück und Unglück ertragen. Wenn ich Dir die Bedingung stellte, mich nicht aufzusuchen, mich zu fliehen, mich nicht auszuforschen, so war dies nicht die Folge von Hindernissen, die meine Verhältnisse unserer Liebe auferlegen. Ich bin frei!“

Anselm sprang bei diesen Worten, unfähig sich zu beherrschen, jäh auf. „Frei!“ rief er und der Triumph strahlte aus seinen Zügen.

„Laß mich sprechen,“ sagte Sylvia, indem sie ihn sanft auf den Sessel niederdrückte; „freu' Dich nicht so sehr. Sechszehn Jahre alt wurde ich an einen Arzt verheirathet, der mein Vater hätte sein können, doch nichts weniger als mein Vater war. Er führte mich nach Rußland, der Türkei, Indien und Persien, so daß ich fast die Gebräuche meines Vaterlandes vergessen, als er vor drei Jahren starb, sehr reich durch seine Kunst und die Dankbarkeit der orientalischen Herrscher. Ich kehrte allein mit einem alten Diener in mein Vaterland zurück und sagte mir: »Ich werde es nicht wie die meisten der heutigen Frauen machen, welche einen Geliebten der Stellung, Bequemlichkeit und der Mode wegen heirathen und so die Ehe tief herabwürdigen; doch wenn ich jemals einen Mann finde, der fähig ist, mich zu lieben, zu verstehen, so werde ich ihm angehören; wenn nicht, so werde ich als Wittwe sterben, ohne Liebe gekannt, ohne Liebe gewährt zu haben.« Sechsundzwanzig Jahre alt, in Paris ohne Familie, ohne Freunde und Verbindungen, wollte ich mich nur von meinem Herzen leiten lassen; alle Männer aber, denen ich in der Gesellschaft bisher begegnete, erschienen mir entweder unbedeutend, oder nicht nach mir, vielmehr nach meinem Reichthum verlangend; ich achtete mich zu hoch, um mich

zum Gegenstand der Spekulation herabwürdigen zu lassen; ich verzweifelte. Eines Tages endlich fand ich zufällig einige Deiner Verse in einem Journal. Ob diese Verse einen großen Werth hatten, wußte ich nicht, doch drückten sie ein Gefühl aus, das ich bis dahin nur aus meinen Träumen kannte und das mir Thränen entlockte. »Der Mann, der das geschrieben,« dachte ich bei mir, »muß zu lieben verstehen.« Ich sehnte mich, den Verfasser kennen zu lernen, doch wußte ich nicht, wie ich es anfangen sollte. Endlich kam ich auf den Gedanken, Dir zu schreiben. Ich, die ich mich stets in der Gesellschaft gelehrter, ernster und gediegener Männer bewegt, sah das Leben von der ernsten Seite an und befand mich bei den einfachen Gewohnheiten und Sitten dieser Männer wohl. Ich bildete mir ein, daß Künstler, selbst in der Jugend, ihnen gleichen müßten, daß ein talentvoller Mensch die Unerfahrenheit eines Kindes haben könnte, daß diese keinen Einfluß auf seine Werke hätte, und das Bild des Dichters, welches mir Tag und Nacht vor der Seele schwebte, erschien mir schon wie Du, aber — sei mir nicht böse, Anselm — um vieles ernster. Als ich Dich sah, war ich entzückt. Deine Persönlichkeit war die eines Engels, doch Dein Verstand, obgleich originell und glänzend, nicht der eines Mannes."

Hier konnte Anselm nicht mehr an sich halten und unterbrach sie. „O, das konntest Du ja nicht wissen!"

„Ich weiß," sagte Sylvia, „daß, wenn Du immer fort sprichst, ich nicht zu Ende kommen werde." Dann fuhr sie mit einem feinen Lächeln fort:

„Ich begriff die Bizarrerie in der Auswahl Deines Ameublements, Deiner Kleidung und selbst Deine Eigenthümlichkeit, der Gesellschaft von Menschen die kluger und treuer Thiere vorzuziehen; doch Deine Reden, Deine Behauptungen erschienen mir alle kindisch, und während Du Deinen Geist vor mir Kunststücke machen ließest und den Wilden spieltest, Du, der Du so gut bist, sagte ich zu mir: wem will ich mein Leben anvertrauen? Das sagen nun zwar alle Frauen, wenn sie einen Mann, der ihnen gefällt, zum ersten Male sehen. Ohne sich zu verrathen, prüfen sie ihn, und sie haben auch das Recht dazu. Doch ich gehörte Dir schon, mein Herz war schon an Dich gefesselt. Ich war hiermit zufrieden, da ich nichts mehr erreichen konnte. Da er das Fremde, Mysteriöse, Excentrische liebt, muß man ihm davon geben, — sagte ich zu mir. Wenn ich mich ihm so aufdringe, wird er mich einige Zeit meiner Schönheit wegen lieben, er wird mich als ein Spielzeug betrachten, welches man, hat es den Reiz der Neuheit verloren, von sich wirft. Schweig' nur, ich sagte Dir dasselbe, was ich mir gesagt habe. — Wie ihn bezaubern, wenn ich ihm die Wahrheit sage, wenn ich ihm erzähle, daß ich in Paris geboren bin, daß mein Vater Beamter war, meine Mutter die Tochter eines Kaufmanns, daß ich 40,000 Francs bei der öffent-

lichen Staatsschuld angelegt habe. Und mußte ich nicht fürchten, daß gerade letzteres bei Deinem Charakter, bei Deinem Fühlen und Denken uns auf immer trennen würde? Eben das, was Andere erstreben, was ihnen das glückliche Ziel ihrer Anstrengungen erscheint, stießest Du von Dir! Ich wurde bizarr, um Dir zu gefallen. Ich, die ich trefflich das Piano spiele, lernte in drei Monaten die Zither, indem ich täglich — in der That keine leichte Aufgabe — sechs Stunden übte. Ich, die ich, wie man mir sagt, die Arien Rossini's mit einiger Virtuosität singe, lernte die Romanzen des Trig××a××nes; ich liebte Deinen Affen, der sehr niedlich ist; ich brachte ihm Näschereien mit, ich schickte mich in Deine Excentricitäten bis zu dem Grade, daß ich mich verkleidete, als wenn wir immer auf dem Karneval wären. Was sagte ich? ich färbte mir die Augen und Brauen; ich hätte mir, um Dir zu gefallen, mein Haar abschneiden lassen, welches man so schön findet. Endlich gab ich, da ich den lieben Gott um einen guten, sanften und schönen Mann bat, mich Dir hin, ohne mit Dir verbunden zu sein; denn es war das einzige Mittel, Deine Ansichten über die Ehe zu klären! Und das, ich fühlte es, ist sehr schwer. Oh, ich habe viel geweint, ohne es Dir zu sagen. Welche Entbehrungen legte ich mir auf, um Dich an mir zu fesseln. Indem ich Dich in meinem Leben ein geheimnißvolles Drama erblicken ließ, ein unbesiegbares Hinderniß, war ich sicher,

Dich zu täuschen, Du mußtest mich für die Königin von Saba halten! Dann konnte ich Dich aber nicht, wie ich gewünscht hätte, alle Abende sehen. Das wäre doch widersinnig gewesen, da ich mich mit solchem Geheimniß umgab. Dann, im Zimmer eingeschlossen, ging ich nicht aus, sondern saß am Rocken, ennuyirte mich und seufzte: er könnte doch hier sein! Oh, welch' großen Muthes bedurfte ich, um meinen Entschluß festzuhalten, ich, die ich von Niemand Rath empfing. Deinetwegen also entfernte ich mich von Dir; um mir Deine Liebe zu bewahren, wurde ich grausam; um Deine theure Person mir zu erhalten, entfernte ich Dich von der meinigen. Sei mir nicht böse, Anselm. Ich liebe in Dir nicht den Dichter, im Gegentheil. Selbst Dein Charakter mißfällt mir nicht. Du hast eine heutzutage seltene, sehr kostbare Eigenschaft, daß Du kein Heuchler bist; doch liebst Du nur das Ungewöhnliche. Was einem Dinge auf der Welt ähnelt, mißfällt Dir; das Althergebrachte schreckt Dich! Jetzt, mein lieber Freund, fühle ich es wohl, daß Du mich nicht mehr lieben wirst. Es ist vorbei, es ist aus. Die Königin von Saba existirt nicht mehr; Deine Sylvia ist eine einfache Wittwe. Unterbrich mich nicht, ich bitte Dich. Diese schöne, junge Liebe, Deine so heiße Gluth, Deine süße Unruhe, Alles ist dahin, um nicht wiederzukehren. Oh, ich weiß, daß Du dagegen protestiren, bei Bachus und Jupiter schwören wirst, aber das wird mich nicht überzeugen.

Wir haben Beide geträumt, und sind jetzt erwacht. Wenn ich Dir sagte: sobald Du mich erkennst, verlierst Du mich, so wollte ich Dir dies sagen. Welch' Unglück, mein armer Anselm! Jetzt, da Du mich kennst, bin ich es mir selber schuldig, die Bande zu zerreißen, welche Du doch nach und nach gelös't hättest, wenn ich Dir freien Willen gelassen; Bande, welche die Sitte, die Moral und die Gesellschaft verwerfen. Es gäbe noch ein Mittel, daß wir glücklich würden, selbst glücklicher, als wenn Einer dem Andern ewig und in jedem Augenblick angehörte, sei es in Paris in Deinem chinesischen Hause; sei es in Beyruth, welches ich kenne, oder an einem Orte der Erde, welchen Du auswählen mögest. Aber unglücklicher Weise ist bei Dir das Mittel nicht anwendbar. Wir müßten ganz prosaisch unsere beiden Namen vor dem Maire in ein Register schreiben, und uns vor einem Priester niederwerfen, Handlungen, welche — ich weiß es — Deiner Excentricität zuwider sind. Unterwerfen wir uns daher dem Geschick. Umarme mich zum letzten Male und denke daran, daß es nicht von mir abhing, Dich länger glücklich zu machen. Es schmerzt mich tief, Dich verlassen zu müssen, mein armer Anselm!"

Während der ganzen Zeit, wo Sylvia in einem unendlich verführerischen, obgleich spöttischen Tone sprach und ihre Augen strahlten, blieb Anselm auf seinem Platz, wie ein Advokat, der von der Gegenpartei den ganzen Gang des Prozesses enthüllen hört, ohne sie unterbrechen

zu können. Als er zuerst hörte, daß Sylvia Wittwe sei und kein Hinderniß sie trenne, verschönte der Ausdruck merklicher Freude sein Gesicht; er wollte nichts mehr hören; dieses genügte ihm. Als er aber darauf sich so grausam verspottet sah, wollte er zu protestiren versuchen, um sich der Kritik zu entziehen, die er, wie er gestehen mußte, verdiente; doch Sylvia ließ sich nicht unterbrechen und sprach schnell weiter, ohne gereizt zu scheinen. Endlich schickte er sich in seine Lage, senkte den Kopf, biß sich auf die Lippen, spielte mit seinen Fingern, klopfte unruhig mit dem Fuß und warf Sylvia Seitenblicke zu, die ihr sagen sollten: Wirst Du bald zu Ende kommen? Als sie endlich damit fertig war, wollte er sprechen, doch die Worte versagten ihm; er schlang seine beiden Arme um ihren Hals, preßte sie gegen seine Brust, küßte ihr Haar, Hals, Ohren, Stirne, Augen, und war ganz außer sich, indem er ihr so durch übermäßige Zärtlichkeit die lange Qual vergalt, welche sie ihm durch ihre Spöttereien hatte erdulden lassen.

Es gelang Sylvia indessen, ihren Kopf zu befreien, und mit gerötheten Wangen und funkelnden Augen sah sie ihn, Zorn erheuchelnd, ohne ein Lächeln verbannen zu können, an. Anselm lag zu ihren Füßen.

„Ja, ich bin ein Kind," sagte er ihr, „ich bin ein Dummkopf, ein Tölpel, einer solchen Frau, wie Du, unwürdig, trotz des Verstandes, den Du mir zusprichst. Ich habe mit Dir ein Jahr verlebt, ohne Dich

zu kennen, Dich zu begreifen, Dir mißtrauend, Dich anklagend. Gut, verdoppele Deine Sarkasmen, erfinde neue, tödte mich mit ihnen; ich liege zu Deinen Füßen. Vermessen wir uns je, Frauen ergründen zu wollen! Der Unschuldigsten von ihnen gelingt es, uns durch List zu täuschen, durch ihre Waffen zu besiegen! Ich durchschaue Dein ganzes Spiel. Du hast Dich mir ergeben, weil Du mich liebtest, aber indem Du Dich hingabst, hast Du nur das Angeld auf unsere Liebe zahlen, Dich nur noch begehrenswerther machen wollen. Nun, ich bin geheilt. Ich achte die Ehe, denn sie ist es, welche uns jetzt vereinigen soll. Doch, wie soll ich Dir in die Augen sehen?"

„Du beklagtest Dich früher, mich zu wenig zu sehen," sagte Sylvia; „sieh mich jetzt dafür desto mehr an."

„Ah, Du tödtest mich nicht!" rief Anselm, sie leidenschaftlich an's Herz drückend.

XXIII.

Sylvia erließ Anselm von ihrer Rache auch nicht das Geringste. Sie wollte, daß der Contract bei ihm eines Abends unterzeichnet werde. Sie bestand darauf, daß er sich als Chinese kleide, daß er alle seine Laternen anzündete, daß man die mechanischen Drachen aufstellte, welche grüne Flammen aus den Nasenlöchern und rothe aus den Mäulern strahlten. Der Hund, die Hündin und der Affe waren mit dem erstaunten Notar zugegen, außerdem der Vater Anselms, welcher sich bestürzt umsah, und zwei der romantischsten Freunde des Dichters. Man dinirte, und Anaxagoras, mehr aus Gewohnheit, als Malice — dazu war er zu einfältig — setzte vor seinen Herrn einen großen Teller mit eingemachtem Ingwer nieder, was große Heiterkeit erregte. Nach dem Diner sang Sylvia, welche syrisches Costüm angelegt, mit Zitherbegleitung eine Arie, die sie wiederholen mußte. Endlich schritt man zur Unterzeichnung, Sylvia zeichnete

zuerst, dann Anselm und die Anderen. Als aber Alles beendet war, sprang Polemon, welcher allen diesen schreibenden Personen sehr aufmerksam zugesehen, auf die Lehne des Stuhles des Notars, riß, als der Beamte unterzeichnet hatte, ihm die Feder aus der Hand, und unterzeichnete ebenfalls das Actenstück.

Druck von Carl Nöhring in Berlin.